

# Programmatische Ansprache des Vorsitzenden: Ein neuer Blick auf C. Wright Mills' »The Sociological Imagination«<sup>1</sup>

---

»Das soziologische Denkvermögen hat die Chance, in das menschliche Leben unserer Zeit einzugreifen.«  
Mills 1959: 226; dt. 1973: 277

## Zusammenfassung

Im vorliegenden Beitrag geht es um eine kritische Lektüre von C. Wright Mills' *The Sociological Imagination* (1959; dt. *Kritik der soziologischen Denkweise*). Diese Lektüre verdeutlicht die Notwendigkeit einer Neubewertung von Grundlagen, Praxis, Zielen und Auswirkungen der Soziologie. In diesem Sinne wird Interpretationsmaterial aus Geschichten von Alkoholikern und über Alkoholiker sowie aus einer und über eine neue kulturelle Gruppierung, Adult Children of Alcoholics (ACA bzw. ACoA; dt. Erwachsene Kinder von suchtkranken Eltern und Erziehern, EKS), herangezogen, um die Grundlagen einer minimalistischen Soziologie zu verdeutlichen.

## EINLEITUNG

Mein Ziel im vorliegenden Beitrag ist es, zwei Begriffe zu zerlegen und dann neu zusammensetzen: »soziologische Phantasie« (*sociological imagination*) und »biographische Erfahrung«. Beide Begriffe sind für die »neuen interpretativen Soziologien und Anthropologien« (vgl. etwa Mar-

---

1 | Veröffentlicht in *Sociological Quarterly* 31 (1990), S. 1-22.

cus/Fischer 1986, Geertz 1973 und 1988, Clifford 1988, Clifford/Marcus 1986; Bertaux 1981; Brown 1987) anscheinend ebenso unverzichtbar wie für jene Wissenschaftstradition, die weiterhin an der Idee einer einzigartigen soziologischen Denkweise festhält, die unser Gebiet von anderen Sozialwissenschaften unterscheidet (vgl. Collins 1985, Wiley 1986) und nützliche, sinnvolle Versionen des Forschungsaktes ermöglichen (vgl. Couch 1986, Couch 1987: 9).<sup>2</sup>

Jede Soziologengeneration hat ihr Schlüsselwerk, welches die Phantasie von Neulingen der Zukunft beflügelt. In den 1960er Jahren war es C. Wright Mills' Klassiker *The Sociological Imagination* (1959; dt. *Kritik der soziologischen Denkweise*),<sup>3</sup> der der Soziologie zu den beiden eingangs genannten Begriffen Wichtiges zu sagen hatte. Mills' Buch galt lange Zeit als das sozusagen letzte Wort von Amerikas wichtigstem kritischem Theoretiker der Soziologie; es bot zur Jahrhundertmitte eine Zurückweisung der amerikanischen positivistischen, funktional orientierten Sozialtheorie zugunsten einer kritischen Soziologie im Sinne der Frankfurter Schule (vgl. Gouldner 1970: 12, Horowitz 1983, Collins 1981: 315, Coser 1978: 300, Tilman 1984). Auch auf heutige Soziologen wirkt Mills' Buch noch immer anregend.<sup>4</sup>

Ich verwende Mills' Text, um gegenwärtige Schreibweisen und Lesarten der Soziologie zu erkunden. Zwar führte Mills den Begriff »postmodern« in die amerikanische Soziologie ein (1959: 166; dt. 1973: 212), doch ist sein Werk mit seiner Stoßrichtung eindeutig der Moderne zuzurechnen – und damit eigentlich ungeeignet für die Auseinandersetzung mit den Problemen, denen sich die heutige Soziologie gegenüber sieht. Mills' Version der soziologischen Denkweise kann der Soziologie kaum noch als Wegweiser für den »Zusammenhang unserer schrecklichen und großartigen Gegenwart« am Ende des 20. Jahrhunderts dienen (1959:

---

2 | Mills' Formulierung »Biographie und Gesellschaft« (1959: 6; dt. 1973: 38) wurde sogar zur Bezeichnung eines neuen Forschungskomitees in der International Sociological Association verwendet (vgl. Bertaux 1984: 8).

3 | Eine ähnlich inspirierende Funktion hatten in den 1970er Jahren Alvin Gouldners *The Coming Crisis of Western Sociology* (1970), in den 1980er Jahren Giddens, Habermas und die neueren französischen Sozialtheoretiker (Lacan, Derrida, Barthes, Baudrillard u.a.); für frühere Soziologen-Generationen waren es Talcott Parsons und Robert K. Merton. Ist eine solche Soziologen-Generation »volljährig« geworden, so hat sie die Verpflichtung, die Texte, die die Mitglieder der betreffenden Generation in das Gebiet der Soziologie einführten, mit anderen Augen nochmals zu lesen. Zur Frage, wie Texte bei mehrfacher Lektüre ihre Bedeutung ändern, vgl. Denzin 1987c.

4 | Zum Beispiel lautete das Thema der Jahreskonferenz 1988 der Midwest Sociological Society »The Sociological Imagination«.

225; dt. 1973: 277). Mein Bestreben läuft vielmehr darauf hinaus, aus einer kritischen Mills-Neulektüre die Grundlagen für eine ethisch empfängliche, feministische, minimaltheoretische<sup>5</sup> postmoderne Soziologie und Anthropologie der existenziellen Erfahrung aufzubauen. Eine solche Soziologie und Anthropologie muss auf den Tod des »Sozialen« in der Soziologie eingehen<sup>6</sup> und sich den Tönen und Stimmen des gegenwärtigen amerikanischen kulturellen Lebens öffnen.

Eine grundlegende Frage, auf die ich bei Mills gestoßen bin, soll als Leitfaden meiner Erörterungen dienen: Sind unsere Texte in der Lage, die Biographie, die gelebte Geschichte und die gelebte Erfahrung zu erfassen? Das heißt, können wir als Soziologen je zu den persönlichen Problemen und zu jenen als Offenbarung empfundenen Erfahrungen vorstoßen, die das Leben der Menschen von Grund auf verändern? Ich meine, dass dies nicht der Fall ist. Die Gesellschaft und ihre Glieder existieren, soweit sie bekannt sind, vor allem in den Texten, die wir darüber verfassen (vgl. Brown 1987, Clifford/Marcus 1986, Marcus/Fischer 1986). Diese Texte sind narrativ-fiktionale Hervorbringungen, die auf den Geschichten basieren, welche uns die Leute selbst erzählen oder über die sie uns berichtet haben (vgl. McCall 1990). Alles, was wir besitzen, sind Erfahrungen und Geschichten über diese Erfahrungen, denn signifikante Erfahrungen erhalten in den Berichten der Betroffenen narrative Ausdruckskraft (vgl. Bruner 1986: 5-7). Die »realen« Subjekte

---

5 | Damit meine ich eine Soziologie, die sich (mit Howard S. Becker 1967) auf die Seite derer schlägt, die in den vorherrschenden Machtverhältnissen der postmodernen Gesellschaften unten stehen. Mit »weiblicher Schreibweise« (*écriture féminine*; vgl. Clough 1988, de Lauretis 1987) beschreibt eine ethisch minimalistische, existenziell relevante Soziologie (vgl. Kotarba/Fontana 1984) ohne komplexen soziologischen Jargon und ohne komplexe soziologische Theorie die Erfahrungen solcher Personen und kulturellen Gruppierungen. (Vgl. zur Ethik literarischer Texte und zur impliziten Relevanz dieser Diskussion für soziologische Texte Booth 1988, S. 8-9, Kapitel 2 und Epilog.) Diese Art von Diskurs widmet sich den krisenhaften Momenten im Leben von Individuen, und sie privilegiert diese Sprachen der Emotion gegenüber den analytischen Sprachen von Rationalität und Vernunft (vgl. Denzin 1984, 1989a, 1990b; Crapanzano 1980).

6 | Ich entnehme diese Phrase Baudrillard (1983b: 86) und möchte damit zweierlei zum Ausdruck bringen: erstens das Verschwinden des sozialen Lebens als gelebte Erfahrung und als entsprechende Darstellung in soziologischen Texten, und zweitens das Absterben innerhalb der Gesellschaft von jeglichem inneren Zusammenhalt und dem Gefühl, Teil einer sozialen Einheit zu sein, die man Gesellschaft als Ganzes nennen könnte. Somit verbleiben auf einer Ebene nur noch hyperreale Darstellungen des Lebens in der Gesellschaft (vgl. Baudrillard 1983c: 146).

und die »realen« Welten interaktionaler Erfahrung existieren allein in den Texten, die wir und unsere Subjekte produzieren. Dabei ist der objektive Wahrheitsgehalt dieser Texte nebensächlich; denn Begriffe wie Verlässlichkeit, Stichhaltigkeit, dokumentarischer Wert und Verallgemeinerungspotenzial stehen lediglich für Bedeutungen, die durch Beobachter hineingetragen wurden, welche an eine objektive Welt glauben – an eine Welt, die akkurat aufgezeichnet werden kann (vgl. Maines 1989). Dementsprechend müssen Soziologen, wenn sie jetzt neue Schreib-, Lese- und Zuhörstile entwickeln (vgl. van Maanen 1988), lernen, auf ein ganzes Arsenal neuer Stimmen zu hören. Diese neue Art zu schreiben muss für ethische Fragen offen sein und gegenüber unseren Lesern und den Menschen, über die wir schreiben, Verantwortung zeigen.

Zur Illustration dieser Punkte möchte ich die Geschichten untersuchen, die Alkoholiker einander erzählen (vgl. Denzin 1987a und 1987 b). Außerdem werde ich auf Texte aus einer und über eine neue kulturelle Gruppierung eingehen: Adult Children of Alcoholics (ACA bzw. ACoA; dt. Erwachsene Kinder von suchtkranken Eltern und Erziehern, EKS; vgl. Woitiz 1983, Black 1981, *People Weekly* 1988). Damit stelle ich mich Mills' Herausforderung, man müsse untersuchen, »welcherart Männer und Frauen in dieser Gesellschaft und in dieser Periode vorherrschen« (1959: 7; dt. 1973: 39). Mithilfe dieser Geschichten werde ich zeigen, wie sich ein minimaltheoretischer Diskurs über die postmoderne Szene verfassen lässt.<sup>7</sup>

### MILLS' »THE SOCIOLOGICAL IMAGINATION«

Mills' Buch *The Sociological Imagination* ist [zum Zeitpunkt der Abfassung dieses Beitrags] genau dreißig Jahre alt – ein Werk, das von den in den 1960er Jahren ausgebildeten Soziologen eine politisch informierte, für menschliche Erfahrungen methodisch sensible Arbeit fordert, die sich am Werk der von Mills bewunderten klassischen Sozialtheoretiker orientiert (Marx, Mosca, Schumpeter, Veblen, Michels, Pareto, Weber, Durkheim, Freud). Mills forderte seine Kollegen auf, eine soziologische Imagination zu entwickeln, die einer bestimmten Art von Selbstbewusstsein und Selbstbewusstheit förderlich und in der Lage sei, Biographie, Geschichte, Weltpolitik und spezielle Gesellschaften als ineinander verschlungene Totalitäten zu verstehen. Auf diese Weise ließen sich

---

7 | Als Vorbild für mein Schreiben dient der amerikanische Kurzgeschichtenautor Raymond Carver (vgl. Carver 1982 und 1984, Barthelme 1988).

dann auch die Fallstricke und persönlichen Probleme ganz normaler kleiner Leute sinnvoll verstehen.<sup>8</sup>

*The Sociological Imagination* ist als Werk ganz Ausdruck von Mills' eigener Phantasie.<sup>9</sup> Mills denkt und schreibt selbstherrlich. Er konstruiert in den zehn Kapiteln seines Buches<sup>10</sup> Bilder und Abbilder der Gesellschaft, von Männern (seltener Frauen) und der Realgeschichte. Das Buch fasst die Ergebnisse seiner beiden früheren Bücher zur amerikanischen Klassenstruktur, *The White Collar* (1951; dt. *Menschen im Büro: Ein Beitrag zur Soziologie der Angestellten*) und *The Power Elite* (1956; dt. *Die amerikanische Elite: Gesellschaft und Macht in den Vereinigten Staaten*), zusammen – Werke, in denen Mills seiner selbst gestellten Aufgabe nachgeht, im Sinne Balzacs »alle wichtigen Klassen und Typen jener

---

8 | Der innere Zusammenhang von persönlichen und öffentlichen Problemen war für Mills' Argumentation von zentraler Bedeutung (vgl. 1959: 8-13; dt. 1973: 41-47). Doch vernachlässigte er, wie David Altheide und Raymond Schmitt (im persönlichen Gespräch) sagten, jene Art von persönlichen Problemen, die niemals öffentlich thematisiert wurden, und jene Art von öffentlichen Problemthemen, die im Privaten keinen Niederschlag fanden. Zum Beispiel untersuchte Mills – anders, als ich es hier versuche – nicht, wie Probleme entstehen und sich wandeln, wenn sie zu öffentlichen Problemthemen werden. Auch kommen in Mills' Texten keine biographischen Erzählungen in der ersten Person über das amerikanische Leben in den 1940er und 1950er Jahren vor. Seine Texte enthalten stattdessen Zusammenfassungen von Romanen, populären Kinofilmen, Zeitungsberichten, Regierungsstatistiken und historischen Werken über die amerikanische Klassenstruktur. Gleichwohl sprach Mills als erster ein postmodernes Thema an (siehe unten): die Einebnung der Trennung zwischen dem Öffentlichen und dem Privaten im gegenwärtigen Leben.

9 | Zur sprachlichen Definition: *To imagine* (»imaginieren, sich vorstellen«) heißt »sich ein Bild machen« oder »sich etwas nur vorstellen« (ohne dass es real wäre). *Imaginary* (»imaginär«) bezeichnet etwas, das es nur in der Einbildung gibt, das nicht real ist. *Imagination* (»Vorstellungskraft, Denkweise, Phantasie«) bezeichnet den Akt des Vorstellens ebenso wie das Vorgestellte selbst.

10 | Die Titel der Kapitel lauten: »The Promise« (»Die Verheißung«), »Grand Theory« (»Die große Theorie«), »Abstracted Empiricism« (»Geistloser Empirismus«), »Types of Practicality« (»Formen praktischer Anwendung«), »The Bureaucratic Ethos« (»Das bürokratische Ethos«), »Philosophies of Sciences« (»Vom Wesen der Wissenschaft«), »The Human Variety« (»Menschliche Existenz«), »Uses of History« (»Vom Nutzen der Geschichte«), »On Reason and Freedom« (»Über Vernunft und Freiheit«), »On Politics« (»Über Politik«); der berühmte Anhang trägt den Titel »On Intellectual Craftsmanship« (»Regeln intellektueller Arbeit«).

Zeit, die er sich zu eigen machen wollte, zu charakterisieren« (1959: 200; dt. 1973: 250).

Wie jedes theoretische Werk ist auch Mills' Buch rhetorisch stilisiert. Es kommen darin alle von Hayden White (1973) beschriebenen Diskurstropen und Schreibweisen der Metahistorie zum Zug (vgl. auch Marcus/Fischer 1986: 14-16).<sup>11</sup> Mills spricht mit vielen Stimmen, mal wie Max Weber, dann wieder wie Karl Marx, der die Menschen drängte, Geschichte nicht nur zu verstehen, sondern zu verändern; und im Anhang schlüpft er in die Rolle des intellektuellen Handwerkers, der »ob er es weiß oder nicht, sich selbst formt, indem er ständig seine Arbeitsweise verbessert« (1959: 196; dt. 1973: 245). Solche Oxymora lassen keinen Zweifel daran aufkommen, dass es sich bei diesem angeblichen Handwerker um einen Intellektuellen handelt, der der Arbeiterklasse gar nicht angehört.<sup>12</sup>

Strukturiert wird Mills' Buch durch das Zusammenspiel von drei Gesprächsebenen und vier Texten. Zu den Gesprächsrollen gehören Mills' Interaktionen mit sich selbst, seine Interaktionen mit den einflussreichen Theoretikern, die ihm über die Schulter schauen, und der Diskurs zwischen dem Leser und Mills' Buch (vgl. Mills 1956: 363).<sup>13</sup> Die vier Texte umfassen Mills historische Biographie, in der er selbst als Soziologe auftritt, seine Interpretationen der Texte soziologischer Zeitgenossen, seine Interpretationen der Texte jener klassischen Sozialtheoretiker, denen er nacheifert, und den Text der amerikanischen Gesellschaft, die zu verstehen er bestrebt ist.

Er macht aus diesen Texten und Gesprächen ein Diskurssystem, das es ihm gestattet, stets das letzte Wort darüber zu behalten, wie seine Vorstellungskraft jene Art von Soziologie hervorbringen kann, die er sich

---

11 | Es sind dies Komödie, Parodie, Romanze und Tragödie. Mills bietet komische Parodien von Parsons und Lazarsfeld und beklagt andererseits den tragischen Niedergang von Vernunft und Freiheit zu Beginn des postmodernen Zeitalters (vgl. Mills 1959, Kap. 1, 9 und 10).

12 | Diesen Punkt unterstreicht auch Rose Goldsen in ihrem Bericht über Mills' Engagement bei dem Projekt *Puerto Rican Journey* (1950). Demnach interviewte Mills dort keine »Migranten, und er versuchte auch nicht, deren Meinung zu teilen. Er interviewte vielmehr englischsprachige Beamte und Intellektuelle« (Goldsen 1964: 90).

13 | Tatsächlich beteiligen sich an diesem Gespräch nicht nur drei, sondern sogar sechs Personen: Mills als unmittelbarer Erzähler der Geschichte; Mills als implizierter Erzähler, der weiß, dass es sich nur um eine fingierte Version der Imagination handelt; Mills, der Autor aus Fleisch und Blut; und dazu die drei entsprechenden Aspekte und Rollen des Lesers (vgl. dazu Booth 1988: 125 und Broyard 1989: 27, der diese Rollen kritisch erörtert).

zurecht konstruiert hat. Bei diesem Doppelspiel mit der Imagination stellt sich Mills als Konstrukteur genau jene Texte vor, die er dann vom Standpunkt seiner soziologischen Imagination aus kritisiert. Und auf diese Weise macht er aus der soziologischen Imagination eine Kraft, die die Geschichte verändern kann. Indes, diese Kraft ist nur das Produkt seiner Phantasie und seiner imaginierten Lesarten der von ihm respektierten klassischen Theoretiker. In der aktuellen soziologischen Arbeit ist sie dagegen nirgends anzutreffen. Nur in seiner eigenen Arbeit. Er selbst ist die soziologische Imagination. Diese textuelle Transformation des Selbst gestattet es Mills, sich außerhalb der Geschichte und der Soziologie zu positionieren und so zum objektiven Beobachter der Weltgeschichte und von Amerikas Ort in dieser Geschichte zu werden (vgl. dazu Merleau-Ponty [1964: 109], der zeigt, dass und warum dies unmöglich ist). Mills ist der Held seines eigenen Textes und die Wiedergeburt jener toten Theoretiker, die er so sehr bewundert.

Nachdem er sich so als Amerikas selbst ernannter herausragender »klassischer Theoretiker« der Gegenwart etabliert hat, ist er an die Gebote des Empirismus nicht mehr gebunden.<sup>14</sup> Er ist an die Stelle von Parsons und Lazarsfeld getreten. Mit dieser Identität kann er die Sozialstruktur mit den Augen seiner Helden lesen, wie umgekehrt auch sie mit seinen Augen, mit seiner soziologischen Imagination gelesen werden. Dementsprechend ist das, was er sich vorstellt, für seine Imagination real und durch seine Erfahrungen verifiziert. Darin übertrifft er sogar noch Balzac. Nachdem er die Klassenstruktur bereits »abgehandelt« hat, schreibt er nun *das* Buch darüber, wie ihm das gelungen ist. Die Leser müssen nur bereit sein, sich ihm anzuvertrauen und gemeinsam mit ihm zu rasonieren, dann nehmen sie an einem Dialog über die »höheren Kreise in Amerika« und über die Soziologie teil (vgl. Mills 1956: 364).

Wie geht Mills dabei vor? Er tut so, als würde er mit dem Leser einen Dialog führen. In Wahrheit haben wir es jedoch mit einem monologischen Erguss über den Zustand des amerikanischen Lebens um die Mitte des 20. Jahrhunderts zu tun, mit einer Tirade, die sich der Sprachen und der großartigen »Metaerzählungen« des klassischen Zeitalters bedient: Vernunft, Freiheit, Demokratie, Aufklärung, und das positive Wissen über den Menschen und seine Probleme (vgl. Lyotard 1984).

### **Mills' der Moderne zugehöriger Text**

Mills' sorgfältig durch die Sprache der klassischen Sozialtheorie geprägter Dialog ist der Moderne zuzuordnen (vgl. Denzin 1986: 194f.). Es

---

14 | Er gesteht freimütig: »Ich mache nicht gern empirische Arbeiten, wenn sie irgendwie zu vermeiden sind« (1959: 205; dt. 1973: 255).

dominieren Begriffe wie Entfremdung, Anomie, totalitäre, kapitalistische oder feudale Gesellschaft, Klasse, Status, Macht, Schlüsselvariablen oder quantifizierbare Indices.<sup>15</sup> Die Worte sind sorgfältig gewählt. Mills hat die klassischen Sozialtheoretiker im Kopf. Sie führen ihm vielstimmig die Feder, wenn er eine theoretische Gesamtschau der frühen postmodernen amerikanischen Gesellschaft verfasst, in der Mikro- und Makroebene der Erfahrungswelt miteinander verbunden sind und bei der letztlich nichts anderes herauskommt als eine weitere Version des Mythos von Gemeinschaft und Gesellschaft, der in den Köpfen dieser klassischen Theoretiker herumspukte. Mills vertritt eine verifizierbare Gesellschaftswissenschaft, die Konflikte und Krisen ins Zentrum der sich herausbildenden spät- und postkapitalistischen Sozialstrukturen stellt. Trotz gelegentlicher Verbeugungen in Richtung des Relativismus, der Biographien und persönlichen Nöte, des Problemkomplexes von Wissen und Macht sowie der Legitimationskrise im Umfeld der modernen Wissenschaften bleibt er in der Rhetorik der von ihm so sehr geschätzten Sozialtheorien gefangen. Er schafft es nicht, seiner eigenen soziologischen Imagination zu folgen.

Wie kommt dieses Scheitern zustande? Ich, ein Leser aus Fleisch und Blut, sitze da mit Mills' Buch in der Hand; er der Autor aus Fleisch und Blut, sieht mich vom Schutzumschlag aus an. Da ist er also. Im schwarzen Hemd und mit dem Daumen am Hosengürtel starrt er in die Ferne. Wahrscheinlich denkt er über die soziologische Imagination nach. Sein Buch dringt in mein außerhalb der Erzählung liegendes Leben ein: Ich möchte Mills glauben, sein wie er, möchte seine soziologische Imagination haben.

Und so kommt das Scheitern zustande. Ein einziger Satz, der erste seines Buches, macht den Prozess beispielhaft deutlich: »Manche Menschen haben heute häufig das Gefühl, als sei ihr privates Leben voller Fallstricke« (1959: 3; dt. 1973: 35). Ich gehe als gläubiger Leser an Mills' Buch heran, und so bin ich schon am Ende des ersten Satzes auf seiner Seite. Wem würde es anders ergehen? Der kleine Mann (und die kleine Frau, an anderer Stelle [Mills 1963: 344] als »liebe kleine Sklavin« [»darling little slave«] oder »Königin der Vorstädte« [»suburban queen«] bezeichnet) dienen Mills als Folie. Er erweckt den Anschein, als spräche er über die existenziellen »Fallstricke« dieser kleinen Leute: über die Sinnlosigkeit ihres Alltagslebens (vgl. 1959: 197; dt. 1973: 245), ihre gescheiterten Ehen, ihre Arbeitslosigkeit (vgl. 1959: 8-10; dt. 1973: 41-43), über die schlecht bezahlten Jobs nonnengleicher Frauen in den Büros der Angestelltengesellschaft (vgl. Mills 1951: 204), über die mechanische

---

15 | Vgl. Mills 1959: 207-209 (dt. 1973: 257-259), wo spezifische Variablen und quantifizierbare Indices diskutiert werden.



Arbeit, die auch Roboter verrichten könnten, über ihre Alkohol- und Drogenprobleme, über die verlogenen Traktate, Trivialromane und populären Filme, die sie bei Laune halten sollen (vgl. 1951: 282), und über die schrecklichen, hässlichen Städte, in denen sie leben.

Doch nirgends kommen auf den Seiten seiner Werke diese kleinen Leute selbst zu Wort, nirgends ist von ihren *persönlichen* Problemen die Rede. Denn Mills spricht für sie oder zitiert andere, die ebenfalls über diese Leute geschrieben haben, meistens Romanschriftsteller wie Sinclair Lewis, Booth Tarkington, Christopher Morley oder James M. Cain. Somit spiegelt Mills' erster Satz nur wider, welches Gefühl *seiner Meinung nach* Männer (und Frauen) heute mit ihrem Leben verbinden, oder aber was andere über die heutigen Menschen geschrieben haben. Es kann nicht sein, dass Mills hier über ein eigenes Gefühl, in der Falle zu sitzen und ein sinnloses Leben zu führen, schreibt, denn Mills der intellektuelle Handwerker findet ja in seinem Theoretisieren über das Leben der anderen einen Sinn, obgleich seine Texte dieses Leben weder berühren noch diejenigen, die es führen, selbst zu Wort kommen lassen. Sein einleitender Satz ist reine Rhetorik, allein darauf aus, den Leser sofort auf die Seite dieses populistischen emanzipatorischen Textes zu ziehen.

*The Sociological Imagination* ist ein heuchlerischer Text mit zweifelhafter Ethik. Er ist voll von Heuchelei nach oben und nach unten.<sup>16</sup> Mills tut so, als wären er und ich (als Leser) wegen des gegenwärtigen Zustands der Soziologie schlechter dran als wir es wirklich sind. Das ist Heuchelei nach unten. Er will mich glauben machen, dass mein Leben in Wirklichkeit nur aus einer Reihe von Fallstricken besteht; er legt sogar den Schluss nahe, dass es auch bei ihm selbst so gewesen sei (vgl. 1959: 201; dt. 1973: 250). Zugleich will er mich durch altruistisch-moralische Entrüstung über die Art und Weise, wie Soziologen wie Parsons und Lazarsfeld soziologisch arbeiten, emotional bewegen. Das ist Heuchelei nach oben. Mills spielt mit mir ein Spielchen, indem er mich erst auf die eine, dann auf die andere Weise bewegt, ohne dass es ihm wirklich um mein Wohlergehen ginge. Er wird mich zugunsten seiner höheren Ziele opfern.

Das ist tragisch, denn es schadet meiner früheren oder potenziellen Beziehung zu Mills' Text: Sein Projekt kann mich nicht mehr moralisch veredeln. Ich traue ihm nämlich nicht mehr. Dass er mich, den Leser aus Fleisch und Blut, für seine eigenen Zwecke manipuliert, nimmt mir das Vertrauen. Sein Buch ist unmoralisch.<sup>17</sup> Ich kann in Mills' Text nicht länger als ein guter Freund zu Hause sein; ich kann seine moralische

16 | Diese Begriffe habe ich bei Booth (1988: 253-256) entlehnt.

17 | Sein Text ist totalitär, weil er mich und alle »heutigen« Personen für seine eigenen Zwecke manipuliert.

Vision, wie die soziologische Imagination funktioniert, wie sie funktionieren sollte, nicht mehr teilen. Unsere Freundschaft ist weder voll entwickelt noch beruht sie auf Gegenseitigkeit (vgl. Booth 1988: 223). Nachdem er uns Parsons ausgedet und uns zu Dewey, zum Pragmatismus und zum symbolischen Interaktionismus zurückgeführt hat, geht Mills aus dieser Lektüre als angeschlagener Held hervor.<sup>18</sup>

### **Welchen Umgang wir pflegen**

Für uns Soziologen gilt: »Der Umgang, den wir pflegen« (um mit Wayne Booths Buchtitel [1988] zu sprechen) und die Bücher, die wir lesen und schreiben, sagen einiges darüber aus, wer wir sind (vgl. Broyard 1989). Die meisten Soziologen seit Mills haben mit den »großen« Sozialtheoretikern und Empirikern Umgang gepflegt, die gemeinsam jene Vorstellung von Sozialwissenschaften reproduzieren, die vielen viel bedeutet. Wer auf die Liste der »Großen« gehört, hängt ganz davon ab, wem und welcher Schule man sich zugehörig fühlt.<sup>19</sup> Jene, die sie propagieren, füllen die Seiten unserer renommiertesten Zeitschriften mit positivistischen und postpositivistischen Versionen von Neuigkeiten über die Gesellschaft (vgl. Maines 1989). Doch selten, wenn überhaupt füllt, wie Mills zu Recht feststellt, die *Gesellschaft* die Seiten dieser Texte; es dominieren Theorie- und Methodenfragen. Mills pflegte den besten Umgang, doch wohin ist er damit geraten?

Er hat einen unaufrichtigen Text verfasst, der nicht auf die Bedürfnisse und Anforderungen eingeht, die er selbst als zentral für das wahrheitsgemäße Funktionieren der soziologischen Imagination erachtet. Sein Projekt ist aus vier Gründen gescheitert: Erstens pflegte er den falschen Umgang. Zweitens schuf er die falsche Version der soziologischen Imagination. Drittens hörte er nicht auf die kleinen Leute. Und viertens hat er, was ich selbst für das Wichtigste halte, ein ethisches Band zu mir, dem Leser geknüpft, dem er später nicht gerecht geworden ist. Er hat das Vertrauen gebrochen. Um zu sehen, wie Mills eigentlich hätte vorgehen sollen, diskutiere ich im Folgenden eine Textart, die ich minimaltheoretisch nenne. Weil Mills solche Texte nicht geschrieben hat, gerieten ihm die Probleme der Biographie und Erfahrung ebenso aus dem Blick wie die Darstellungsweisen von menschlichem Leben in soziologischen Texten.

---

18 | Das hat auch James W. Carey mir gegenüber deutlich hervorgehoben.

19 | Man wähle aus folgendem Namenkatalog: Marx, Weber, Durkheim, Simmel, Mead, Cooley, Blumer, Parsons, Homans, Merton, Goffman, Garfinkel, Strauss, Becker, Baudrillard, Lyotard, Lacan, Barthes, Sartre, de Beauvoir, Derrida, Blau, Coser, Collins, Giddens, Habermas.

## WAS ZU EINEM MINIMALISTISCHEN SOZIALEN TEXT GEHÖRT

Die wesentlichen Elemente eines minimaltheoretischen Textes sind Stimmen, Beschreibungen, Plausibilität und Wirklichkeitsnähe, Interpretationen sowie die Unbestimmtheiten von Bedeutung, Gegenstand, Geschichte und Biographie (vgl. Denzin 1989a, Kapitel 7). Ein minimalistischer Text sollte wenigstens zwei Stimmen enthalten: die des Autors und die des Subjekts, von dessen Erfahrungen erzählt wird. Eine Vielfalt von Stimmen auf der unmittelbaren Textebene ergibt sich ganz selbstverständlich, ohne dass sich dabei die Stimme des unmittelbaren oder des implizierten Erzählers in den Vordergrund drängt. Solche Texte beschleunigen eine Situation und sie gestatten dem Leser, stellvertretend an den erzählten Erlebnissen und Erfahrungen teilzunehmen – durch emotionale Identifizierung und emotionales Verstehen der Individuen, wenn diese sich äußern. Zu erstreben sind dichte interaktionale Beschreibungen (vgl. Denzin 1989a, Kapitel 5). Diese sind von unten her geschrieben, aus der Perspektive der betroffenen Individuen; es geht darum, was diese Menschen sehen, fühlen, hören und sagen. Der Text erzählt sich selbst, er ergibt Sinn aus sich selbst und steht als textuelle Darstellung eines signifikanten Erfahrungsaugenblicks für sich. Die hier eingefangene Welt interpretiert sich selbst, denn diese Prosa enthält schon die deutenden Theorien und die soziologische Alltagsimagination, die den Menschen in der betreffenden Situation zu Gebote stehen und mit deren Hilfe diese Menschen dem, was ihnen geschieht, einen Sinn geben. Die Erfahrung und ihre Bedeutungen sind stets unbestimmt, sie verschieben und verändern sich vom einen Augenblick zum anderen. Manche Erfahrungen entziehen sich der Darstellung, doch signifikante Erfahrungsaugenblicke kommen stets in Darstellungen zum Ausdruck, die aus Ereignissen geformte Erzählungen, Geschichten und Fiktionen sind (vgl. Booth 1988: 14-16, Bruner 1986: 6-7 und Denzin 1989a, Kapitel 5). Bedeutung existiert, woran uns Derrida (1981) erinnert, nur als Verschiebungsprozess (vgl. Denzin 1989b, Kapitel 2, und Denzin 1990a). Worte können Bedeutung nicht einfangen, weil Bedeutung in den Zwischen-Räumen existiert. Die Bedeutung einer Erfahrung liegt in ihrer Erzählung, wobei sich der Erzählvorgang dem Erzähler wie dem Zuhörer teilweise wieder entzieht. Was zählt, sind die Erfahrung und das Erzählen, nicht jedoch abschließende, letztgültige Worte. Die Personen, die diese Augenblicke erfahren, sind ganz normale Männer und Frauen der postmodernen Gesellschaft, jene Menschen, die laut Mills in einer Falle gefangen sind. Diese Menschen stellen fest, dass die Geschichte hinter ihrem Rücken weitergeht. Sie ringen darum, ihrem unmittelbaren Leben einen Sinn zu geben, während dieses Leben und die Bedeutung, die sie ihm geben, sich immer weiter von jenen großartigen mythischen

Metaerzählungen entfernen, die unsere Kultur ihnen beigebracht hat – den Mythen von Liebe, Ehe, Familie, Selbst, Charakter, Integrität, Ehre und zwischenmenschlichen Beziehungen.

Es sind jene Leute, die, wie Barthelme (1988: 26) feststellt, »keine großen Worte machen. [... Sie sind] raffiniert und ruhig, behalten Dinge für sich, konzentrieren sich auf ihre Stärken. Sie sind bescheiden.« Unter der Oberfläche ihres Lebens liegt eine Ebene existenziell problematischer Erfahrungen, die danach schreit, gehört zu werden (vgl. Douglas/Johnson 1977). Genau diese Erfahrungen sind es, die der minimaltheoretische Text zu erfassen versucht.

Mills hat keine minimaltheoretischen Texte geschrieben. Sein Kontakt mit den Welten biographischer Erfahrung war durch die von den klassischen Theoretikern ererbten Worte und Begriffe geprägt und daran angepasst. Auf diese Weise leistete auch Mills seinen Beitrag zum Tod des Sozialen. Doch nicht allein er. Die Massenmedien etwa (einschließlich der Tageszeitungen, die Mills häufig als Quellenmaterial heranzog) passen die gelebten Erfahrungen und Nöte von Durchschnittsmenschen routinemäßig an die dramatischen Darstellungserfordernisse der Titelseiten oder an die Sprachgebung der Human-Interest-Stories an (vgl. dazu Carey 1986 und Reisner 1990 mit einem Forschungsbericht zur Nachrichten-Sprachgebung sowie Ericson/Baranek/Chan 1987, Molotch/Lester 1974 und Altheide 1985). Solche Berichte sind selten minimalistisch, denn sie enthalten Arbeitshypothesen zu Ursache und Wirkung, Bedeutung und Interpretation (vgl. Carey 1986). Auch andere Soziologen als Mills rekonstruieren die Geschichten, die sie gehört haben, wenn sie Interviewantworten in Erzählungen über die öffentliche Meinung einpassen; wenn sie Lebensgeschichten über Sträflinge, Prostituierte, Drogenabhängige und Straßenräuber (»Jackroller«) schreiben (vgl. Plummer 1983) oder soziologische Geschichten über Anomie und Entfremdung in postindustriellen Gesellschaften zum Besten geben. So verlassen sie den Minimalismus zugunsten einer dichten Theorie – und geben damit im Namen der Soziologie das Soziale auf.

### **Die Schaffung des sozialen Textes: Geschichten und ihre Erzähler**

Die Geschichten, die wir einander erzählen (vgl. Booth 1988: 14), und die Interpretationen, die Durchschnittsmenschen damit verbinden, sind der Gegenstand einer minimaltheoretischen, interpretativen Soziologie. In solchen Geschichten wird das Soziale zum Leben erweckt. Das spürte auch Mills, als er sich Biographien zuwandte. Aber er ging nicht weit genug. Wäre er diesen Weg konsequent zu Ende gegangen, dann hätte er sich den Geschichten selbst und deren Erzählern zugewandt, denn hier liegt die Schnittstelle von Geschichte, Biographie und Gesellschaft.

Eine Geschichte ist eine »Abfolge von Handlungen oder Ereignissen, die als unabhängig von ihrer Manifestation im Diskurs verstanden wird« (Culler 1981: 169f.). Eine Geschichte hat eine doppelte Logik: Eine Handlungsstruktur (Plot) und eine zeitliche Handlungsabfolge werden mit einem Rechtfertigungssystem verbunden, warum die Geschichte genauso erzählt wird, wie sie erzählt wird (vgl. Labov 1972: 366, Ricoeur 1985: 101, Culler 1981: 171, Scholes 1980: 209-211, Smith 1980: 221, Denzin 1989c: 185). Es gibt keine saubere Trennungslinie zwischen explizit fiktionalen Geschichten und solchen, die angeblich wahr sind (vgl. Booth 1988: 13, Scholes 1980: 211).<sup>20</sup> Alle Geschichten sind Fiktionen, narrative Berichte, die aus den realen und imaginierten Erfahrungen des Autors/der Autorin und jener Personen gestaltet sind, die er oder sie beobachtet hat. Darum sind alle Formen des Lesens, Schreibens, Sprechens und der Darstellung narrative Fiktionen, die sich nur nach ihrem symbolischen Gehalt (Carey 1989: 63 unterscheidet hier »verbal, schriftlich, mathematisch und kinästhetisch«), nach ihrer symbolischen Form (»Kunst, Wissenschaft, Journalismus, Alltagsrede, Religion, Mythologie« [ebd.]) und nach ihrer ideologischen Bedeutung unterscheiden.

Darüber hinaus sind Geschichten ein Zugang zum Leben einer Person. Es sind Darstellungen gelebter, emotionaler Erfahrung, angefüllt mit emotionalen Erinnerungen an die Vergangenheit oder Hoffnungen und Träumen für die Zukunft. Sie können rückwärts oder vorwärts gewandt sein. Sie verankern das Selbst des Erzählers im Zentrum der erzählten Geschichte und laden den Zuhörer ein, Teil der »Erzählwelt« (»*storied world*«) zu werden, die der Erzähler/die Erzählerin schafft.<sup>21</sup>

Selten gelingt es Menschen, selbst zu den Geschichten, die sie erzählen, zu werden. Denn Geschichten, ob sie nun von persönlichen Erfahrungen (vgl. Dolby-Stahl 1985, Stahl 1977: 19, Denzin 1989b, Kapitel 2, und 1989c: 187) oder vom Selbst handeln, sind kulturelle und Gruppenproduktionen; sie verschmelzen, wenn Menschen zusammenkommen, um ihre persönlichen Probleme und all jene Dinge zu erörtern, die in ihrem Leben wirklich wichtig sind. Wir haben nur Geschichten – Geschichten über Geschichten, Geschichten in Geschichten, Geschichten

---

20 | Scholes (1980: 211) argumentiert anlässlich eines Vergleichs von historischem und fiktionalem Diskurs: »Der Historiker versichert, dass die in den Text eingegangenen Ereignisse tatsächlich stattgefunden haben, bevor sie zu einem Text wurden. [...] Der Autor fiktionaler Texte tut das nicht.« Allerdings gehen auch die Ereignisse, deren Tatsächlichkeit der Historiker (und der Soziologe) bestätigen, dem Erzählen nicht voran, denn es gibt nichts, das außerhalb von Diskurssystemen existiert oder existiert hat (vgl. Smith 1980: 221 und Clifford 1986: 6).

21 | Viele dieser Punkte verdanke ich Vorschlägen von Raymond Schmitt.

über Geschichten in Geschichten, Geschichten über diese Geschichten, und so weiter.

In jeder Kultur oder sozialen Gruppe gibt es zwei Kategorien von Geschichtenerzählern: die ganz normalen Menschen, die miteinander sprechen und einander Geschichten erzählen, und die selbst oder von der Gesellschaft ernannten Experten. Dazu gehören Romanautoren, Künstler, Dichter, Musiker, Soziologen, Anthropologen, Historiker, offizielle Biographen, Journalisten, Priester, Politiker und Lehrer, die Geschichten über die Geschichten anderer schreiben und erzählen.

Jede Gruppe von Geschichtenerzählern entwickelt ideologisch ihre eigenen Kriterien bezüglich wahrer und falscher, guter und schlechter Geschichten (vgl. Foucault 1980: 151). Diese Kriterien können mit den kanonischen Regeln der positivistischen Wissenschaft ebenso zusammenhängen wie mit diversen Theorien der Interpretation, Ästhetik, Religion, Gesellschaft oder Politik, oder mit den praktischen Problemen, mit denen die betreffende Gruppe konfrontiert ist. Was für die eine Gruppe wahr ist, muss in einer anderen Gruppe noch lange nicht als wahr gelten.

Sechs Kategorien von Geschichten beschreiben verschiedene Erfahrungsschichten und sind noch weiter typisiert, je nachdem, wer die Geschichte wem wann wo wie und warum erzählt (die berühmten sechs »Ws« des Journalismus; vgl. dazu McCall/Simmons 1966: 17-19 und Carey 1986). Diese Kategorien bewegen sich von der Oberfläche der Sozialstruktur und deren Texten (den Nachrichten) zu den zwischenmenschlichen Beziehungen der kleinen Innenwelten der Erfahrung; von der Oberfläche zum Zentrum, von äußerlichen, glossierenden Formen des Erfahrungsausdrucks zu den inneren Interpretationen mit eigenen Worten des oder der Betroffenen über das, was ihnen gerade geschieht. Es geht um folgende Typen von Geschichten: 1) Geschichten über Personen, Ereignisse und Begebenheiten, wie sie Tageszeitungen und elektronische Nachrichtenmedien bieten; 2) Geschichten über Personen in Nachrichtenmagazinen wie *Time*, *Newsweek* oder *People Weekly*; 3) Erzählungen in Fernsehspielen, Comedy-Sendungen und Talkshows, in Filmen, Romanen und anderen literarischen Texten sowie heilige und mythische Texte der jeweiligen Kultur; 4) Geschichten, die die Leute einander in sozialen Gruppen erzählen; 5) kulturelle Gruppentexte, die Geschichten enthalten, welche die Gruppenmitglieder lernen; 6) von Soziologen und anderen angeblichen Experten geschaffene Texte und Geschichten über die Gesellschaft (zu dieser letzten Kategorie vgl. Becker 1986, Kapitel 7).

Diese Typen privilegieren die gelebten Erfahrungen der Subjekte auf differenzierte Weise, je nach Vorlieben und Absichten der Erzähler sowie jener, die darüber zu entscheiden haben, was erzählt werden soll: der

Redakteure.<sup>22</sup> All diese Geschichtentypen sind Glossen, d.h. Interpretationen von und Kommentare über Erfahrungen.<sup>23</sup> Weil ich aus Platzgründen hier nicht alle Typen systematisch behandeln kann, konzentriere ich mich auf jene, die in der Populärkultur am weitesten verbreitet sind und darum den direktesten Einfluss auf das Alltagsleben haben (vgl. de Certeau 1984): Mediengeschichten, Magaziningeschichten und die persönlichen Erfahrungsberichte und Identitätsgeschichten, die in Selbsthilfegruppen erzählt werden.

## Mediengeschichten und Tagespresse

Mit Robert E. Park (1937) und James W. Carey (1989: 20f.) meine ich, dass als erste Materialschicht für eine minimalistische interpretative Soziologie des postmodernen Lebens die Tagespresse dienen sollte – einschließlich der Rubriken »Human Interest«, Sport, Wirtschaft, Politik, Mode, Kunst, Unterhaltung und Nachrufe, auf lokaler und regionaler ebenso wie auf nationaler oder internationaler Ebene und in den Printmedien ebenso wie in den elektronischen Medien. Nachrichten sind unmittelbar und lokal, sie berühren und reflektieren das Leben der interagierenden Menschen (vgl. Park 1937/1950: 63). Auf dieser Oberflächenebene schaffen Nachrichten den sozialen Text, in dem wir alle zu Hause sind und in dem wir alle eine oder mehrere Rollen spielen. Zugleich aber *sind* die Nachrichten dieser soziale Text. Überdies ist dieser Prozess, bei dem die Form den Inhalt determiniert, von einer Bedeutungsimplosion gekennzeichnet (vgl. Baudrillard 1983a und 1988b). Das tatsächliche Leben, über das berichtet wird, tritt gegenüber dem größeren Projekt, stets

---

22 | Für die Analyse einer Geschichte ist von zentraler Bedeutung, wie der Text das Subjekt und dessen Erfahrungen in der Erzählung verortet und so für diese Erfahrungen eine Bedeutung konstruiert, beschreibt und verleiht. Das kann je nach der Quelle der Worte auf zweierlei Weise geschehen: Das Subjekt kann sich entweder in direkter Rede äußern, wobei die ihm in den Mund gelegten Worte aus seiner Alltagswelt stammen; oder aber der Erzähler rekapituliert und interpretiert die Erfahrungen des Subjekts offen mit einer anderen kulturellen Stimme. In beiden Fällen vermittelt und schafft Sprache das Subjekt mittels Worten, und zwar mit Worten, die das Subjekt in seiner eigenen Sprache oder in der Sprache eines/einer anderen spricht.

23 | Rose (1988: 1) unterscheidet zwischen primären Glossen (jeder Bemerkung, die irgendjemand macht), sekundären Glossen (Reden über diese Rede) und tertiären Glossen (Reden über diese Rede über diese Rede). Zu den tertiären Glossen gehören auch die wissenschaftlichen Kommentare über die Gespräche und Reden anderer.

eine erzählbare Geschichte zu haben, in den Hintergrund (vgl. Ericson/Baranek/Chan 1987: 335).

So fragt zum Beispiel die *New York Times* am 8. Oktober 1988 in der Überschrift eines Berichtes über mehr als zweihundert Selbsthilfegruppen, die sich dem Suchtverhalten widmen, »Wird Amerika süchtig nach Sucht?« (vgl. Hall 1988).<sup>24</sup> Die Erwachsenen Kinder von Suchtkranken Eltern (EKS, im Englischen Adult Children of Alcoholics, ACA oder ACoA) seien, heißt es in diesem Bericht, »eine so große Gruppe, dass sie ihre [gegenüber der Mutterorganisation, den Anonymen Alkoholikern, A.d.Ü.] ganz eigene Terminologie verwenden«. Es werden dann aber keine weiteren Informationen über diese Gruppen gegeben, sondern stattdessen zwei Profile geboten: das einer Frau, die sich einer Selbsthilfegruppen für Ehepartner von Sexsüchtigen (S-Anon) angeschlossen hat, und das eines Psychotherapeuten, der eine Selbsthilfegruppe für Einkaufssüchtige (»Shopaholics«) organisiert hat.

In den täglichen Nachrichten, die uns die gedruckten und elektronischen Medien bieten, erzählt man uns, wie Frederick Barthelme (1988: 26) sagt, »die größte jemals erzählte Geschichte«. Wir lesen und sehen etwas über das Leben anderer, aber es berührt unser eigenes Leben nicht, und wir erleben es auch nicht (vgl. jedoch Brozan 1989). Wir müssen nämlich tiefer ins eigentlich Soziale eindringen, um das Leben dieser Menschen, seine in die Form von Geschichten gekleidete Darstellungen und seine Bedeutungen zu finden.

### **Die Magazingeschichte: Wie man aus Geschichten Waren macht**

Wöchentlich erscheinende Nachrichtenmagazine erwecken den Anschein, als füllten sie die kommentierten Geschichten der täglichen Nachrichten mit Leben (vgl. Ericson/Baranek/Chan: 2)<sup>25</sup> – mit Versio-

24 | Eine gegenkulturelle Behandlung dieses und verwandter Themen findet sich im *Utne Reader* (1988).

25 | Magazine wie *Time*, *Life*, *Newsweek*, *Reader's Digest* und *People Weekly* haben, historisch gesehen, die Funktion, »bürgerliche Werte in Lebensstile zu verwandeln« (Bell 1976: 77). Die persönlichen Probleme der Mittel- und Unterschicht werden öffentlich thematisiert, wobei die Öffentlichkeit sowohl unterhalten als auch ideologisch erzogen wird. Bei der Auswahl ihrer Subjekte und Gegenstände verlassen sich die Magazine traditionell auf Tageszeitungen, Nachrichtenagenturen, Pressemitteilungen, Radio und Fernsehen (vgl. Ericson/Baranek/Chan 1987: 182f.). Der 1989 erfolgte Zusammenschluss von Time Inc. (Eigentümerin von *Time*, *Life*, *Fortune*, *Money*, *Sports Illustrated*, *People Weekly* und Home Box Office) und Warner Communications (fünftgrößter Kabelfernsehbetreiber der USA) wird mit Sicherheit dafür sorgen, dass der Kommodifizierungsprozess,



nen, die diese Menschen mit anderen Menschen verbinden. Oft geht es in diesen Geschichten um Menschen, und sie entwickeln sich entweder zu (auto-)biographischen Texten oder sind selbst kondensierte Formen solcher Texte. Derartige Magazindarstellungen bringen wertbesetzte Formen der Subjektivität zum Ausdruck. Sie werden in der und durch die politische Ökonomie sowie im kollektiven Bewusstsein des Lese- und Zuschauerpublikums als Waren verbreitet. Auf diese Weise wird das Selbst zur Ware mit einem Tauschwert (vgl. Elbaz 1987: 152f.) und zu einem neuen kulturellen Subjekt. Diese Subjekte dienen anderen Mitgliedern der Kultur als positive wie negative Selbstvorbilder. Diesen Prozess werde ich im Folgenden untersuchen.

### **Geschichten, die neues Leben schaffen:**

#### **Adult Children of Alcoholics**

*People Weekly* brachte in Heft 15/1988 eine Reihe von Geschichten über erwachsene Kinder von Alkoholikern (ACoA) (vgl. Chu/Johnson/Armstrong/Ash/Gold/Nelson 1988). Ich wähle daraus zwei Personen aus, die Schauspieler Suzanne Somers und Chuck Norris,<sup>26</sup> die beide von *People Weekly* in der Ausgabe vom 18. April 1988 porträtiert wurden.<sup>27</sup> Auf dem Titelblatt findet sich ein halbseitiges Foto von Suzanne Somers, neben ihrem Kopf steht in Großbuchstaben »KINDER VON ALKOHOLIKERN«. <sup>28</sup> Als Aufmacher zeigt ein ganzseitiges Foto Somers bei einem Strandspaziergang, wobei ein Vater/Tochter-Foto eingefügt ist. Die Bild-

---

durch den aus Geschichten Waren werden (siehe unten), noch weiter voranschreitet (vgl. Norris 1989).

26 | Die Schauspielerin Suzanne Somers spielte einige Jahre in der Erfolgsserie des Fernsehsenders ABC, der Sitcom »Three's Company« (dt. »Herzbube mit zwei Damen«) eine der Hauptrollen; 1987 war sie Star der Sitcom-Serie »She's the Sheriff«. Ihre Autobiographie *Keeping Secrets* (1988) war ein Bestseller. Chuck Norris ist der Action-Star vieler Hollywoodfilme, darunter *Braddock: Missing in Action III* (1988, dt. *Missing in Action 3: Braddock*), und Autor der Autobiographie *The Secret of Inner Strength: My Story* (1987).

27 | Auf diesen Text hat mich David Maines hingewiesen. Auf dem Titelblatt findet sich ein halbseitiges Foto von Suzanne Somers, darin eingefügt Fotos der Stars Louie Anderson, Susan Sullivan und Chuck Norris. Man beachte, wie der Text sorgfältig auf geschlechtliche Ausgewogenheit der Adult Children achtet: zwei Männer und zwei Frauen (vgl. de Lauretis 1987).

28 | Im Inhaltsverzeichnis des Heftes ist über das Titelbild zu lesen: »Als Kinder hatten sie nicht die Macht, dem Trinken ihrer Eltern Einhalt zu gebieten. Als Erwachsene haben Suzanne Somers, Chuck Norris, Susan Sullivan und Louie Anderson wie viele andere Kinder von Alkoholikern noch immer mit ihrer Vergangenheit zu kämpfen.«

unterschrift lautet: »Am Strand in der Nähe ihres Hauses sagt Suzanne Somers über ihren Vater (oben im Jahre 1978) und sein Trinken: ›Jetzt, nachdem ich mich damit auseinandergesetzt habe, verzeihe ich ihm.« Die Überschrift des Artikels, »DEN SCHWEIGECODE BRECHEN«,<sup>29</sup> wird in der Unterzeile wie folgt erläutert: »Kinder von Alkoholikern, die schon früh mit Angst, Scham und Misstrauen leben mussten, lernen jetzt, in Frieden mit sich selbst zu leben, indem sie Frieden mit ihrer Vergangenheit schließen« (S. 100). Der Leser erfährt, dass schätzungsweise 28 Millionen erwachsene Kinder von Alkoholikern das Erbe von viel zu vielen Elternhäusern in den USA sind, in denen, wie bei Suzanne Somers, »die Düsternis im Innern von dem Schatten herrührt, den der Alkoholismus ihres Vaters warf, der beinahe das Leben ihrer Familie und ihr eigenes zerstört hätte«. Diese Erwachsenen Kinder erfuhren in ihrer Kindheit zu wenig Liebe; sie mussten früh Teile der Erwachsenenrolle übernehmen, die der betreffende Elternteil nicht ausfüllen konnte; sie wuchsen mit einem geringen Selbstwertgefühl und dem immerwährenden Bedürfnis nach Bestätigung auf. Sie neigen zu unglücklichen Partnerschaftsbeziehungen. Ihr Gespür für normales Verhalten ist stark verzerrt. Ihr Risiko, selbst zum Alkoholiker/zur Alkoholikerin zu werden, ist dreieinhalb Mal höher als bei Menschen, die nicht aus Alkoholikerfamilien stammen.

»Die Aussichten sind allerdings nicht ganz so düster«, fährt der Text fort: Nahezu 4000 Selbsthilfegruppen unterstützen Alkoholikerfamilien, darunter die Children of Alcoholics Foundation, die National Association for the Children of Alcoholics, Al-Anon und Alateen. Nachdem die »Erwachsenen Kinder« nun als Thema eingeführt sind, stellt der Text fest, dass die Opfer des Alkoholismus Hilfestellung benötigen, um ihre Probleme zu identifizieren. Dazu gehören auch unbewältigte Schamgefühle, die sie zum Teil noch mit sich herumtragen. Diese Menschen müssen die Tür zu ihrer Kindheit noch einmal öffnen. Allerdings wird dieser Befreiungsprozess nicht ohne Schmerzen und Kämpfe abgehen, hat er doch mit Erinnerungen zu tun, die »nicht von fröhlichen Mahlzeiten mit liebevollen Eltern handeln, sondern von erzwungenen Kneipenbesuchen; davon, wie ein liebevoller Vater oder eine liebevolle Mutter sich in ein emotionales Monster verwandelt, das schrecklichen Druck ausübt; von Kämpfen, die nicht selten in offene Gewalt ausarten; und von der ständi-

---

29 | So lautet auch der Titel eines Chuck-Norris-Films aus dem Jahre 1985 (*Code of Silence*; dt. *Cusack – Der Schweigsame*). Auf diese spielerische, aber zweifellos ernst gemeinte Weise werden Somers und Norris intertextuell miteinander in Verbindung gebracht. Überdies wird so auch die Schlachtfeld-Metaphorik des Artikels unterstrichen (die Alkoholikerfamilie als Schlachtfeld für gewalttätige Kämpfe – wie in einem Chuck-Norris-Film).

gen Angst davor, die Familie könnte eines Tages endgültig auseinander fallen.«

### Der Text als ideologische Erzählung

Was sollen wir nun von dieser komplizierten Erzählung halten, die spezielle Bedeutungen verhüllt und verbirgt, während sie andererseits in alltäglicher, verständlicher, faktischer Sprache eine Geschichte erzählt?<sup>30</sup> Die Berühmtheiten werden hier zu Waren, zu Vehikeln für das Erzählen einer Geschichte über die Erwachsenen Kinder von Alkoholikern und zu Vehikeln für den Verkauf dieser Nummer von *People Weekly*.<sup>31</sup> Der Text zapft eine bislang unerkannte Schicht des Alltagslebens an, die Welt der Erwachsenen Kinder von Alkoholikern. Er zerstreut das mit dem Alkoholismus verbundene soziale Stigma und macht aus Personen, die sich gegen den Alkoholismus ihrer Eltern wehren, geschätzte kulturelle Subjekte. Er vergegenständlicht bürgerliche Werte bezüglich der Familie und des Familienlebens, indem er auf die Probleme in den Familien von Alkoholikern hinweist. Die Fotos von Somers und ihrem Vater personalisieren die beiden in einer beliebten kulturellen Dyade: Vater und Tochter, Schulter an Schulter, beide lächelnd und einander in Liebe zugetan.

Indes, der Text benötigt noch eine weitere Version des Alkoholikers: den alkoholkranken Vater als Elternteil, als schurkischen Zerstörer bürgerlicher Familienträume – diese Rolle übernimmt Suzanne Somers' Vater. Ohne ihn und seinesgleichen gäbe es keine Erwachsenen Kinder von Alkoholikern; mit ihm kommt die Zerstörung der »normalen« Vater/Mutter-Kind-Beziehung. Er bringt sie hervor; sie vergibt ihm.

Dem in einer Alkoholikerfamilie gefangenen Leser wird eine Befreiung in drei Schritten versprochen. Zunächst schafft der Text eine Reihe imaginärer erinnelter Beziehungen (düsteres Familienleben versus Familien mit fröhlichen Tischrunden), welche die Eltern-Kind-Beziehung in amerikanischen Kernfamilien bestimmen; er vermittelt die Hoffnung, dass die idealisierte positive Version des Familienlebens weiterhin anzutreffen ist. Ideologisch definiert und konstituiert dieser Text konkrete Individuen (vgl. dazu Althusser 1971: 171) als Subjekte, die unter der Familienkrankheit Alkoholismus gelitten haben. Der zweite Befreiungs-

---

30 | Nach Roland Barthes (1972: II, 109f.) handelt es sich um einen Mythos, einen Text, der bestimmte Leser voraussetzt – in diesem Fall Leser, die sich mit Somers oder Norris identifizieren können oder selbst Erwachsene Kinder von Alkoholikern sind.

31 | Der Text macht auch die Erwachsenen Kinder von Alkoholikern zu Waren. Der Kauf verspricht den ACoA-Lesern eine größere Selbsterkenntnis. Er schafft – möglicherweise unerkannte – Probleme für die betreffende Person und setzte sie der Öffentlichkeit aus.

schritt ist eine »Rede- und Geschichtenerzählkur«, bei der das Subjekt als Geschichtenerzähler(in) seiner/ihrer vom Alkoholismus geprägten Kindheit auftritt.<sup>32</sup> Drittens schließlich müssen die Leser ihre eigenen Geschichten (mit)teilen. Sie müssen eine Selbsthilfegruppe der EKS/ACoA finden.

Damit dies geschehen kann, muss der Leser als Erstes das vom Text geschaffene neue kulturelle Subjekt akzeptieren – dieses Subjekt, das gleichzeitig ein (berühmter) Erwachsener und ein Kind ist. Zweitens muss der Leser/die Leserin glauben, dass Erwachsene das sind, was sie als Kinder waren. Drittens, dass Kinder mit Alkoholiker-Eltern in Angst, Scham und Misstrauen aufwachsen, dass sie ein geringes Selbstwertgefühl haben, ständig Bestätigung brauchen und kein Gespür dafür haben, was »normal« ist. Der »Schweigecode«, der eine solche Kindheit umgibt, muss gebrochen werden, damit die Betroffenen über diese Erlebnisse letztlich doch noch triumphieren können. Nachdem der Boden so bereitet ist, schildern vier Geschichten, die auf dem Modell von Krieg und Kampf basieren, die Siege von vier Berühmtheiten und vier (erwachsenen) Kindern.

Der Text macht die anscheinend widersprüchliche Doppelnatur Erwachsener/Kind und die dazugehörige Identität dadurch unproblematisch, dass er in jedem Individuum zwei Erwachsenen- und zwei Kindrollen kombiniert: den Erwachsenen, der man jetzt ist, den erwachsenen alkoholkranken Elternteil, den man hatte, das in Scham und Angst aufgewachsene Kind und das Kind, das etwas Anderes und mehr wollte. Diese beiden Kinder müssen erst befreit werden, bevor der wahre Erwachsene in einer jeden derartigen Person zum Zuge kommen kann. Das bedeutet und läuft darauf hinaus, dass die Betroffenen sich mit dem alkoholkranken Erwachsenen auseinandersetzen und ihm/ihr vergeben müssen. Während der Text sich einerseits Somers' Status als Berühmtheit zunutze macht, stellt er sie zugleich als jemanden hin, der wie alle anderen Erwachsenen Kinder von Alkoholikern ist, und bietet sie dem Leser so als bewundernswertes Vorbild an. Trotz ihrer Erfahrung als Tochter eines Alkoholikers wurde sie zum Star. Mit diesem Schachzug knüpft die Erzählung an eine Version des uramerikanischen Mythos vom Individuum an, das auf dem Weg zum Erfolg alle Hindernisse mit Erfolg überwindet. Wie haben Suzanne Somers und Chuck Norris erreicht, was sie geschafft haben?

---

32 | Dabei wird die Geschichte zur »Ware«, indem sie das Selbst zu einer Reihe kulturell beschriebener Erfahrungen vergegenständlicht. Dadurch entfernt sich die Geschichte jedoch vom Subjekt und es entsteht ein Vakuum, das nur durch die Geschichten, welche die anderen Gruppenmitglieder beitragen, gefüllt werden kann.

## Jetzt kommen die Geschichten

Nachdem der Weg zur Heilung auf diese Weise skizziert wurde, bleibt den Autoren von *People Weekly* nur noch, die Geschichten der vier Stars anzufügen. Auf Seite 102 der betreffenden Nummer beginnt eine neue Geschichte: »Suzanne Somers: Kindheit und Jugend waren ein emotionales Schlachtfeld«. Nach dem obligatorischen Abriss der Alkoholikerkarriere ihres Vaters folgt eine Geschichte über jenen Vorfall, als der Vater eines Abends betrunken in ihr Zimmer kam und einige ihrer schönen Kleider zerriss. Anschließend wird erzählt, wie Suzanne, als sie noch zur High School ging, heiraten musste, wie sie für Nacktfotos posierte, um die Arztrechnungen für ihren kleinen Sohn bezahlen zu können, und schließlich, wie sie und ihre ganze Familie, am Tiefpunkt angekommen, begannen, Treffen der Anonymen Alkoholiker und von Al-Anon [für coabhängige Familienmitglieder, A.d.Ü.] zu besuchen. Die Geschichte endet mit folgendem Passus: »Es fällt mir nicht leicht, all das zu erzählen, aber ich weiß, dass es da draußen kleine Mädchen gibt, die sich im Kleiderschrank verstecken, und erwachsene Kinder von Alkoholikern, die nicht wissen, was normal ist. Ich hoffe, dass dieses Buch [Somers' Autobiographie] ihnen dabei behilflich sein kann.«<sup>33</sup> Die Botschaft ist einfach: Erzähl deine Geschichte, und wenn du sie gut erzählst, wirst du selbst genesen und zugleich anderen helfen, wie Suzanne Somers.

## Chuck Norris

Betrachten wir nun die Geschichte von Chuck Norris. Sie wird mit folgender Überschrift eingeleitet: »Chuck Norris: Es kam die Zeit, da er sich der Auseinandersetzung mit seinem Vater stellen musste«. Weiter heißt es: »Chuck Norris hat in seiner Rolle als harter Bursche Karriere gemacht. [...] Trotz seines Images sagt Norris in seiner vor kurzem erschienen Autobiographie *The Secret of My Inner Strength: My Story*, seine Kindheit und Jugend mit einem alkoholkranken Vater habe ihn alles andere als stark und selbstbewusst gemacht. [...] Er verkroch sich so sehr, dass seine Schüchternheit zum starken Handicap geriet. Körperliche wie seelische Unsicherheiten machten ihm bis ins Erwachsenenalter schwer zu schaffen.« Auf dieses interpretierende Lebensresümee folgen dann Norris' Geschichten. Norris berichtet dem Leser: »Das Schreiben meines Buches war wie eine Therapie. Es hat meine Ressentiments gegen mei-

---

33 | David Maines erzählt die Geschichte einer Diabetikerin, die ihren Lebensstil und ihr Äußeres mit denen von Mary Tyler Moore, einer der berühmtesten Diabetikerinnen aus unserer Kultur, verglich und dabei ungünstig abschneit. Ich warte noch immer darauf, einem ACoA zu begegnen, der/die sein oder ihr Leben als erwachsenes Kind aus einer Alkoholikerfamilie mit dem von Suzanne Somers oder Chuck Norris vergleicht.

nen Vater verringert. [...] Ich habe mir gedacht, wenn ich meine Probleme erklären könnte, dann würden Menschen in ähnlicher Situation daraus Ermutigung ziehen, um sich über ihre eigenen Tragödien zu erheben. Wenn ich das kann, kann es jeder.« (In seinem Buch geht es um die Entwicklung eines individuellen Systems der Selbstverbesserung.)

In seiner Erzählung finden sich Geschichten über den Alkoholmissbrauch seines Vaters, über die vielen entwürdigenden Jobs seiner Mutter, über den Vorfall, als er nach Hause kam und sich mit seinem Vater fast eine Schlägerei lieferte, über eine Trunkenheitsautofahrt quer durch die Wüste mit seinem Vater und der ganzen Familie, und über seine Wendeerlebnisse bei der Air Force im Koreakrieg, wo er den Kampfsport erlernte. Somers' wie Norris' Geschichte weisen auf die mit dem Erzählen einer Geschichte verbundene Erleichterung hin. Wenn Menschen so zu den von ihnen erzählten Geschichten werden, muss kritisch untersucht werden, wie es dazu kommen kann.<sup>34</sup> Darum wenden wir uns zunächst noch einmal Suzanne und Chuck zu.

### **Auf der Suche nach den realen Menschen Somers und Norris**

Begegnen wir in diesen Texten den biographisch realen Personen Suzanne Somers und Chuck Norris? Nein. Wir treffen nur auf Darstellungen von ihnen, die dem bereits skizzierten ACoA-Konzept des Textes in *People Weekly* entsprechen. Und dieser Text kreiert lediglich eine Somers und einen Norris, die zehn Seiten der Titelgeschichte in der Ausgabe vom 18. April 1988 füllen. Die tatsächlichen Geschichten, wie sie in den Autobiographien der beiden berichtet werden, sind nur insoweit relevant, wie sie den Zwecken von *People Weekly* dienen: nämlich den Leser einzuladen, sich einer sozialen Gruppe anzuschließen, in der man sich offenbar Geschichten wie jene erzählt, die auf diesen Magazinseiten ausgebreitet (und verkauft) werden.

Vielleicht finden wir dieses ACoA-Subjekt ja in den Geschichten, die in den Selbsthilfegruppen erzählt werden. Dort wird nämlich aus einer weiteren Schicht des normalen postmodernen Erfahrungsschatzes eine andere biographische Version des ACoA-Subjekts kreiert. In diesen Gruppen treffen wir auf persönliche Nöte und schlagartige Erkenntnisse, die dem Leben einen Sinn geben, die ihm Substanz und Gestalt verleihen.

---

34 | Signifikanterweise hatte Chuck Norris anscheinend keine negativen Sexualerfahrungen, die mit seinem Dasein als Sohn eines Alkoholikers zusammenhängen. Anders war es bei Suzanne Somers, wie die Nacktfotos belegen. So versucht der Text zwar, erwachsenen Kindern von Alkoholikern eine Geschlechtsidentität zu verleihen, doch werden letztlich nur Geschlechtsrollenstereotype reproduziert.

hen. In diesen Gruppen treffen wir auf die gelebte Geschichte, die Mills gesucht, aber niemals gefunden hat.

## **Die Geschichten, die man sich in Selbsthilfegruppen erzählt**

### **Die Geschichte eines ACoA-Gruppenmitglieds**

Was halten Sie von folgendem Satz, den ein Mann namens Allen auf seinem ersten ACoA-Gruppentreffen sagte? »Was macht ihr Leutchen denn so? Ich bin Alkoholiker. Meine Mutter ist Alkoholikerin. Heißt das, dass ich einer von euch bin? Was heißt das überhaupt, Erwachsenes Kind?« Zwei Tage später berichtete derselbe Allen über seine Erfahrungen bei seinem ersten ACoA-Gruppentreffen wie folgt:

Sie hassen Alkoholiker. Ich bin Alkoholiker. Wie kommen sie dazu, mich zu hassen? Sie hassen ihre Eltern. Ich hasse meine Eltern nicht. Ihre Gruppentreffen laufen nicht so ab wie bei uns [bei den Anonymen Alkoholiker (AA) oder bei Al-Anon]. Entweder reden alle durcheinander oder sie reden über das, was ihnen gerade in den Sinn kommt. Sie haben keine richtigen Themen. Und dann hat dieser Fuzzy da beschlossen, er wäre jetzt der Gruppenleiter. Er übernahm das Kommando und führte die Gruppe wie eine psychotherapeutische Gruppe. Ich meine, er übernahm die Kontrolle. Ich kann in dieser Truppe keinen Platz für mich finden. Scheiße, ich finde einfach keinen persönlichen Draht zu ihrer Sicht von ACoA-Themen. Was immer das heißen soll. Verdammt nochmal, bei Al-Anon kauen sie dasselbe Zeug durch. Sie wissen, wie man vergibt. Sie haben die Zwölf Schritte, genauso wie wir. Diese Scheißer haben einfach kein Programm.

Offenbar musste diese spezielle ACoA-Selbsthilfegruppe noch Suzannes Lektionen zur Vergebungsbereitschaft lernen, hatte dagegen jene Schlachtfeldmentalität gegenüber alkoholkranken Eltern verinnerlicht, die auch die Struktur des Artikels in *People Weekly* bildet. Darum kann dieser Mann bei ACoA nicht jene Form der Subjektivität verwirklichen, die mit seinem Selbstbild als in der Genesungsphase befindlicher Alkoholiker und als Mitglied von AA und Al-Anon kompatibel ist. Allen findet in der ACoA-Gruppe nicht den Kontext für das Geschichtenerzählen, den er zuvor in den anderen Selbsthilfegruppen erlebt hatte. Doch dieses Thema wird im *People Weekly*-Artikel ausgespart.

### **Die Geschichte eines Alkoholikers**

Vergleichen Sie Allens Erfahrung mit der, die George bei seinem ersten Gruppentreffen der Anonymen Alkoholiker gemacht hat:

Ich konnte diesen Treffpunkt einfach nicht finden. Ich bin viermal dran vorbei gerannt, bevor ich das AA-Zeichen auf der Tür entdeckt habe. Hatte Schiss, reinzu-

gehen. Ich denke mal, darum bin ich ja hier ... denke doch, dass ich Alkoholiker bin. Kann allein einfach nicht mehr aufhören ... Rede nicht gern ... bin Einzelgänger. Darum gehe ich ja auch in Kneipen. Suche Gesellschaft ... Einfach trinken und anderen zuhören (Denzin 1987a: 172).

Zwei Jahre später – George hat gerade die AA-Medaille für zwei Jahre durchgehaltene Abstinenz erhalten – sagt er:

Hätte nie gedacht, dass ich das schaffe. Erinnere mich noch, wie ich zum ersten Mal hier ankam. Konnte einfach nicht reden. Zu Tode erschrocken. Allein. Heute ganz anders. Ich kann reden. Ich habe die Zwölf Schritte. Ich habe das Programm. Ich habe meine Gruppentreffen, zu denen ich gehen kann. Ich habe mein *Big Book* [AA-Handbuch, A.d.Ü.]. Habe meine Geschichte darin gefunden. Rede jetzt mit meiner Mutter. Hab meinen alten Job wieder. Ihr Leute habt mir das Leben zurückgegeben. Danke (Denzin 1987b: 145).

AA und die kulturellen Texte dieser Organisation gehören inzwischen zum festen inneren Erfahrungsschatz dieses Mannes. In seinen Geschichten wimmelt es nun von Begriffen wie *Big Book*, Programm, Gruppentreffen und Zwölf Schritte. All diese Worte kannte er bei seinem ersten Gruppentreffen noch nicht. Er hat jetzt gelernt, Geschichten über sich selbst zu erzählen, die nach den Normen der AA strukturiert sind. Anders als Allen bei den ACoA hat George bei den AA jene Subjektivität gefunden, nach der er jahrelang gesucht hatte.

## **SELBST ZUR GESCHICHTE WERDEN**

Wenn man zum Selbst der Geschichten werden will, die man erzählt, muss man lernen, ein Geschichtenerzähler zu werden. Das heißt, man muss sich an einen impliziten Kanon halten, der für Selbst-Texte gilt. Dieser Kanon schwankt von Gruppe zu Gruppe. In Biographien, Autobiographien und Magazinartikeln gilt laut Kanon, dass die Identität geschlechtsspezifisch und durch Familien hervorgebracht werden soll, dass sie in Klassenerfahrungen gründen und durch Wendepunkte geformt sein soll, die sich objektiv dokumentieren lassen (vgl. Denzin 1989b, Kapitel 1). Darüber hinaus gilt, wie beispielsweise im *People Weekly*-Text deutlich zu erkennen ist, dass die Betroffenen als die besten Beobachter ihres eigenen Selbst gelten und Geschichten erzählen können, die ihr Leben akkurat widerspiegeln (vgl. ebd., Kapitel 1 und 2). Es herrscht eine Art kulturelles Einvernehmen, dass Leser von Biographien und Autobiographien diese Ingredienzien erwarten können. Sie sind aber auch die erzähltechnischen Mittel, derer sich Journalisten und



Redakteure von Nachrichtenmagazinen bedienen, um Geschichten wie die von Suzanne und Chuck zusammenzustellen.

Kulturelle Gruppen wie ACoA und AA müssen sich nicht unbedingt an diesen Kanon halten, sie können ihn auch für ihre speziellen Bedürfnisse abwandeln. ACoA benötigt anscheinend, anders als AA, eine familienbezogene Theorie des Selbst, zu der unbedingt ein alkoholabhängiger Elternteil mit seinem/ihrer negativen Einfluss auf das Leben des Gruppenmitglieds gehört. Daraus ergibt sich, dass diese beiden Gruppen sich unterschiedliche Versionen desselben Individuums erschaffen.

### **Wie das Subjekt eines kulturellen Textes zu lesen ist**

Das Subjekt wird aus den erzählten Geschichten aufgebaut – Geschichten, die ihrerseits nach einem bestimmten kulturellen Verständnis konstruiert sind. Subjekte sind narrative Konstruktionen. Diese Konstruktionen können auf ihre Darstellungen in den Medien und in der Populärkultur rekurrieren und sie können, müssen aber nicht unbedingt tatsächliche Erfahrungen der Subjekte reflektieren. *Wenn Letzteres der Fall ist, wird die Kluft zwischen dem realen und seinen Darstellungen existenziell problematisch. In solchen Augenblicken dringt Ideologie repressiv in die Welten der gelebten Erfahrung ein.*

Kulturelle Texte wie die Geschichten in *People Weekly* über die Erwachsenen Kinder von Alkoholikern sind konservative Produktionen.<sup>35</sup> Sie eignen sich die Funktionsweisen der soziologischen Alltagsimagination an, umgehen diese oder schüchtern sie ein.<sup>36</sup> Sie nutzen die Le-

---

35 | Dies widerspricht dem Vorwurf von US-Präsident Reagan, der in seiner Abschiedsrede vom Januar 1989 sagte (vgl. *New York Times* vom 12. Januar 1989, S. 8), die Schöpfer der Populärkultur hätten es nicht geschafft, durch ihr Wirken den Patriotismus zu fördern; »wohlbegründeter Patriotismus« sei nicht mehr »in Mode«. Der Text in *People Weekly* macht allerdings aus einem »Kriegshelden« wie Chuck Norris eine neue kulturelle Figur. Indem zwei kulturelle Berühmtheiten in ACoAs verwandelt werden, wird der Leser dazu angeregt, deren frühere Karrieren aus dem Blickwinkel ihrer zuvor unterdrückten ACoA-Erfahrungen neu zu lesen.

36 | Diese Geschichten klingen in der Tat ein wenig nach moralischen Erbauungsgeschichten, die mit Bekehrung und Errettung zu tun haben. Sie schildern Krankheiten, die durch Bekenntnisse zu kurieren sind und die mit einem optimistischen Ausblick enden. »Was indes fehlt, [...] ist, was am Morgen nach der Entlassung [aus der Behandlung], im Monat nach der Titelgeschichte, im Jahr nach der Kur geschieht« (Goodman 1989: A-4). Vgl. Goodman 1989 zur Geschichte von Kitty Dukakis, die immer noch weitergeht. Auf diesen Fall machte mich Katherine Ryan-Denzin aufmerksam. [Es handelt sich um die Ehefrau des demokratischen Präsidentschaftskandidaten von 1988, Michael Dukakis, gegen

bensgeschichten von Prominenten, die ACoAs sind, als eine Gelegenheit, den Wert von Familienformen, die es vielleicht gar nicht mehr überall gibt, zu propagieren. Sie perpetuieren Werte und Bedeutungen, die für die tatsächlich gelebten Situationen von interagierenden Individuen vielleicht gar nicht mehr angemessen sind (vgl. Krug 1989, Sartre 1976). Sie ändern und rearrangieren die soziologische Alltagsimagination, welche die interpretierenden Theorien enthält, die die gelebten Erfahrungen ganz normaler Individuen strukturieren.

Natürlich gibt es keine realen biographischen Subjekte unabhängig von den Geschichten, die über sie erzählt werden, und selbst diese Texte drängen im Erzählvorgang den Erzähler in den Hintergrund. Anders als Mills argumentiert, können wir niemals zum Rohmaterial biographischer Erfahrung zurückkehren. So nahe, wie es überhaupt nur geht, kommen wir ihr, wenn sich ein Subjekt in Augenblicken schlagartiger Erkenntnis von einer sozialen Welt in eine andere bewegt. In diesen Fällen steht das Subjekt zwischen interpretierenden Bezugssystemen. Wenn dies geschieht, wird Erfahrung mit Worten beschrieben, die noch nicht vom kulturellen Verständnis einer neuen Gruppe kontaminiert sind. Darum fehlten beispielsweise George bei seinem ersten Gruppentreffen die Worte, um sich selbst zu beschreiben. Zwei Jahre später sprach AA aus ihm und für ihn.

## JETZT SCHLIESST SICH DER KREIS

Nunmehr ist es möglich, zum Anfang des Beitrags zurückzukehren und die soziologische Imagination klarer zu hinterfragen. Mills richtete sich an eine ältere Generation. Sein Text beeinflusste das Leben von Soziologen und setzte Versionen der soziologischen Imagination in Gang, die jetzt auf ihn zurückfallen. Ein Zeichen für die gute Qualität einer soziologischen Erzählung ist es, wenn diese in der Lage ist, Fragen aufzuwerfen und Herausforderungen zu schaffen. Das hat Mills getan, aber heute müssen wir über ihn hinausgehen. Seine Phantasie stand im Zeichen eines »umgekehrten Orientalismus« (vgl. Said 1978): Er sah normale Menschen als Exoten, als Andersartige an, deren Leben er objektiv beschreiben und mit den Mitteln der klassischen Theoretiker erklären könne. Seine *Imagination* diente dazu, eine Version institutionalisierter soziologischer Praxis zu legitimieren, mit der sich interpretative Soziolo-

---

die wie gegen ihren Mann, den Kandidaten, im Wahlkampf eine Schlamm-schlacht inszeniert wurde. Einer der Punkte in dieser Kampagne war der (be-gründete) Alkoholismus-Vorwurf gegen »Kitty« Dukakis, den diese später in ihrer Autobiographie *Now You Know* (1991) auch detailliert zugab. A.d.Ü.]

gen heutzutage schwer tun. Diese Version sah in der amerikanischen Gesellschaft ein riesiges Theater, in dem die Aufführungen normaler Menschen aus der privilegierten Perspektive einer bürgerlichen soziologischen Ästhetik zu lesen waren (doch vgl. Peter Hall 1987). Dieses Erbe legitimiert die Theorie und feiert die virtuosen Lesarten des sozialen Textes, die von diesem oder jenem Theoretiker geboten werden.

Doch im spätkapitalistischen postmodernen Zeitalter funktioniert dieses Erbe nicht mehr (vgl. Jameson 1983 und 1984, Bell 1976, Stuart Hall 1986). Die großen Metaerzählungen der klassischen Theorie – Vernunft, Rationalität, Logik und Ordnung – sind tot; an ihre Stelle ist ein »Pastiche« neoklassischer Theorien getreten, überwiegend aus europäischen Theoretikern der Zeit von dem Zweiten Weltkrieg abgeleitet.<sup>37</sup> Diese Sehnsucht nach der Vergangenheit, eine charakteristisch postmoderne Einstellung, widerspricht manifest der Tatsache, dass sich unsere sozialen Texte heute, wenn sie es überhaupt je taten, nicht mehr auf eine feste Realität beziehen. Unsere theoretischen Zeichen (Signifikanten) haben den festen Bezug zum Bezeichneten verloren. Sie beziehen sich jetzt auf andere Texte, die sich ihrerseits auf wieder andere Texte beziehen (vgl. Jameson 1983, Rabinow 1986: 250). Es gibt keine Außenwelt mehr, die sich durch eine bestimmte Theorie oder Methode objektiv vermessen und verorten ließe.

Wir befinden uns in einer Ära, in der nichts mehr verborgen bleibt (vgl. Baudrillard 1988b: 22). Die Trennungslinie zwischen öffentlichen und privaten Leben hat sich verflüchtigt (vgl. Heidegger, *Sein und Zeit*). Die persönlichen Nöte eines/einer jeden können heute die Titelseiten der Gazetten zieren – im Gewande einer moralischen Geschichte mit gutem Ausgang. Auch darin äußert sich das Erbe der klassischen Theoretiker und das Erbe von Mills, denn diese Gelehrten sahen die Auflösung dieser Trennlinie voraus. Im Zeichen dieser Auflösung treten nun Gruppen wie ACoA (dt. EKS), AA (dt. AA), NA (Narcotics Anonymous, dt. NA [Selbsthilfegruppe für Drogenabhängige]), Adult Children of Sex Addicts (dt. EKS) und Survivors of Incest Anonymous (SIA, dt. SIA) auf und nehmen ihren Platz im brüchig gewordenen Gewebe der amerikanischen Sozialstruktur ein. In diesen Gruppen versuchen die Mitglieder, ihr eigenes Leben zurückzugewinnen und den Erfahrungen, die sie machten, als sie in ihrer speziellen Familienversion des Amerikanischen Traums aufwuchsen, einen Sinn abzugewinnen.<sup>38</sup> Sie machten, wenn

---

37 | Diese Texte waren allerdings oft von einer kolonialen, rassistischen oder sexistischen Tagesordnung bestimmt und entsprechend organisiert (vgl. Clifford 1986: 10).

38 | *The Utne Reader* (1988) bietet eine ebenso kritische wie einfühlsame Betrachtung all dieser Gruppen. Im Telefonbuch einer jeden durchschnittlichen

auch eingeschränkt, ebenjene Geheimnisse öffentlich, die die öffentliche Ordnung ihnen ihrer Meinung nach vorgeworfen hatte. Doch dass dieses Aussprechen die Erzählenden von einer bedrückenden Moral befreit, von der sie zuvor in einer privaten Hölle gefangen gehalten wurden, ist nur die eine Seite. Zugleich werden ihre Geschichten im Akt des Erzählens zur Ware, die auf dem öffentlichen Markt verkauft werden kann. Ende des 20. Jahrhunderts produziert Amerika ganze Kohorten von Gruppenmitgliedern, die nicht länger bereit sind, die Dinge hinzunehmen, wie sie waren. Doch diese Personen riskieren, an einem Ort in eine Falle zu geraten, an dem nichts mehr privat oder heilig ist. Ihre neu gewonnene Freiheit liegt in einer Grauzone, in der die alten Moralvorstellungen nicht mehr gelten und die Zentren persönlicher Existenz, inzwischen dezentriert, nicht mehr standhalten. Es gibt keinen Nullpunkt persönlicher Bedeutung, der sich ohne weiteres in den Bereich der Öffentlichkeit übertragen ließe, und auch im öffentlichen Bereich gibt es keinen Punkt Null.

Neben diesen subversiven sozialen Gruppen hält sich hartnäckig eine Gegenbewegung – eine Logik, die Nostalgie, Pastiche und den romantischen Glauben an Patriotismus und den wahren Charakter ebenso kanonisiert wie Oberflächenbilder, Imitationen, Simulationen, Sofortinformationen, Betrug und Repliken (vgl. Baudrillard 1988b: 101). Die »Realität«, wie wir sie einst kannten, »wurde in eine Welt der Hyperkommunikation gestürzt. Geschichte ist jetzt ein Sofortgedächtnis der Medien ohne Vergangenheitsdimension« (ebd.: 22). In diesem Amerika, von dem Mills noch kaum eine Ahnung haben konnte, muss etwas nur glaubwürdig erscheinen, um glaubwürdig zu sein. Das gilt auch für die Soziologie. Eigentlich hätte sie schon lange ihre Glaubwürdigkeit verlieren müssen, aber sie tat es nicht, weil die neuen Herren des soziologischen Denkens gelernt haben, sich in der hyperrealen Welt soziologischer Texte selbst zu reproduzieren – in einer Welt, in der das Reale nur noch in den Worten existiert, die sie darüber schreiben.

### **Wohin soll der methodische Weg führen?**

Mills war also im Unrecht. Das »soziologische Denkvermögen« kann niemals »Geschichte und persönlichen Lebenslauf und ihre Verbindungen in der Gesellschaft erfassen« (Mills 1959: 6; dt. 1973: 38). Genau das gelingt jedoch der soziologischen Alltagsimagination mit ihrem minimaltheoretischen Vorverständnis, denn diese Denk- und Vorstellungsweise ist nicht schon im Voraus mit der Obsession belastet, allem einen

---

amerikanischen Großstadt finden sich bis zu zwanzig Einträge von entsprechenden Selbsthilfegruppen.

größeren, übergreifenden Sinn geben zu müssen. Nein, sie beschränkt sich auf das Leben oder auf das konkrete Problem, um das es gerade geht. Soziologen können niemals so wie ganz alltägliche Menschen auf Biographie, Geschichte oder Gesellschaft zurückgreifen. Denn sobald wir Soziologen diese Begriffe konzeptualisieren, sind sie bereits in unseren Texten gelandet und nicht mehr da draußen, wo man sie erfassen und zusammenfügen könnte. Sind sie indes erst einmal in unseren Texten, so werden sie zu *unseren* Versionen dessen, was sie sind. Wir können sie nicht, wie es Mills versucht hat, imaginativ in die soziale Welt projizieren.

Damit lösen sich unsere soziologischen Methoden in dünne Luft auf (vgl. Garfinkel 1967), weil sie auf dem lange gültigen Mythos beruhen, da draußen existierten in einer »realen Welt« Subjekte aus Fleisch und Blut, die objektiv zu untersuchen seien – mit Fragebogen oder Interviews, Lebensgeschichten, Quasiexperimenten, unaufdringlichen Methoden oder teilnehmenden Beobachtungen, mit Fotos und Videobändern (vgl. jedoch Couch 1986 und Manning 1987). Angeblich machen diese Methoden die Einstellungen, Überzeugungen und Erfahrungen des Subjekts sichtbar und befördern dadurch das soziologische Schreiben über die inneren (und äußeren) Funktionsweisen von Gesellschaft. Doch diese Überzeugungen, Einstellungen und Erfahrungen sind, wie auch die Subjekte, die diese Einstellungen angeblich teilen, vor allem eines: kulturelle, textuelle Schöpfungen. Sie haben außerhalb der Texte, die wir (oder sie selbst) schreiben, keinerlei Autonomie (vgl. Frank 1990). Wie können wir dann aber auf das Soziale zurückkommen, wie können wir das Soziale für die Soziologie zurückgewinnen?

Genau darum ging es in den drei Texten über die Adult Children of Alcoholics. Von der *New York Times* über *People Weekly* bis zu den Geschichten, die sich die Gruppenmitglieder untereinander erzählen, gibt es nur unterschiedliche Versionen oder kommentierende Glossen biographischer Erfahrungen. Die Texte reflektieren drei Kommentarebenen, von unten nach oben: primäre Glossen gelebter Erfahrung aus erster Hand, sekundäre gedruckte Geschichten, die sich Menschen einander erzählen, und tertiäre Glossen, die entsprechenden Versionen in den Nachrichten. Zugrunde liegt diesen drei Textordnungen jedoch ein Subjekt, das sich der Fixierung stets entzieht: der Mann, die Frau, das Kind, das nach Hilfe ruft und sich manchmal auch Hilfe suchend an andere wendet. Dieses Subjekt hat trotz aller Ambiguität, die es ansonsten umgibt, gelegentlich Zugriff auf seine Identität und seinen zukünftigen Weg. Wir als Soziologen sind hinter den Worten und Geschichten dieser Person her, jedoch im steten Bewusstsein, dass wir, wenn wir ihrer habhaft werden, möglicherweise wie die Autoren von *People Weekly* einfach nur eine weitere laminierte Version der Identität dieser Person

(v)erfassen. Wir riskieren, diese Person aus dem Blick zu verlieren, und sie riskiert, sich selbst aus dem Blick zu verlieren. Ein Subjekt haben wir uns damit nur in unseren eigenen Augen geschaffen.

Und weil das so ist, wird die Soziologie jetzt zu einer Disziplin, die nur soziologische Texte studieren und verfassen kann. Doch welcherart Texte? Die Antwort hat natürlich die ganze Zeit schon offen vor uns gelegen, wurde sie doch in Mills' Buch gegeben. Wir untersuchen und schreiben die Geschichten der persönlichen Nöte und Probleme, die Durchschnittsmenschen einander erzählen. Wir geben diesen Menschen eine Stimme, und zwar eine imaginative Stimme. Dabei schmieden wir eine Vereinbarung zwischen uns, unseren Lesern und den Menschen, die wir untersuchen. Das verpflichtet uns zu einer freundlichen, offenen, egalitären Ethik, die unserem Gegenstand und unseren Lesern stets mit Respekt gegenübertritt und uns niemals gestattet, mehr als Minimalisten zu sein, wenn wir die Welten, in die wir eingedrungen sind, interpretieren. Unser Schreiben vermeidet so weit wie möglich die gängigen Tropen der Ironie, Tragödie, Romanze, Parodie und Komödie und hält sich so eng wie möglich an die tatsächlichen Taten und Erfahrungen der Personen, die wir untersuchen. Interventionistisch werden unsere Texte immer dann, wenn sie mit kulturellen Schriften konfrontiert sind, die repressive Ideologien reproduzieren – Ideologien, die nicht zuletzt den Erfahrungen, die wir in den von uns gewonnenen Geschichten aufgedeckt haben, gegen den Strich gehen. Wir müssen uns also von jenen Soziologen fernhalten, die über Durchschnittsmenschen und deren Nöte große Theorien verfassen. Es ist sogar möglich, die soziologische Theorie ein für allemal zu beerdigen und uns auf diese Weise nur noch den Welten der Erfahrung und Darstellung auszusetzen, mit denen wir konfrontiert sind. In diesem Moment gewinnen wir das Soziale zurück, erwecken es zu neuem Leben. Und so kehrt auch die Soziologie schließlich dorthin zurück, wo sie eigentlich zu Hause ist, wo sie aber schon vor langer Zeit vertrieben wurde.

### **Danksagung**

Frühere Fassungen dieses Vortrags wurden am 7. April 1989 bei einer Tagung der Midwest Sociological Society in St. Louis sowie bei Fakultätskolloquien an der Illinois State University (1. Februar 1989) und der University of Connecticut (10. März 1989) vorgetragen. Ich danke Katherine Ryan-Denzin, Raymond Schmitt, Gary Krug, David Maines, Peter Manning, Charles Smith, James W. Carey, Wayne Woodward, John Johnson, David Altheide, Arthur Frank, Michal McCall, Patricia Clough und Norbert Wiley für ihre Kommentare und Verbesserungsvorschläge zu früheren Versionen dieses Textes. Mein besonderer Dank gilt Carl J. Couch

und David Maines für ihre Ermutigung und Unterstützung bei diesem Projekt. Ferner danke ich George J. McCall und Michele Shade für ihre Bemühungen um klare Lesbarkeit meines Textes.

## LITERATUR

- Altheide, David (1985), *Media Power*, Beverly Hills, CA: Sage.
- Althusser, Louis (1971), *Lenin and Philosophy*, New York: Monthly Review Press [Original: *Lénine et la philosophie*, Paris: Maspéro, 1969]. Dt.: *Lenin und die Philosophie*, Reinbek: Rowohlt, 1974.
- Barthelme, Frederick (1988), »On Being Wrong: Convicted Minimalist Spills Beans«, in: *New York Times Book Review* (3. April 1988), S. 1, 25-27.
- Barthes, Roland (1972), *Mythologies*, Übers. Annette Lavers, New York: Hill and Wang [Original: *Mythologies*, Paris: Editions du Seuil, 1957]. Dt.: *Mythen des Alltags*, Übers. Helmut Scheffel, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1964, 2003.
- Baudrillard, Jean (1981), *For a Critique of the Political Economy of the Sign*, Übers. Charles Levin, St. Louis, MO: Telos Press [Original: *Pour une critique de l'économie du signe*, Paris: Gallimard, 1972].
- Baudrillard, Jean (1983a), »The Ecstasy of Communication«, Übers. John Johnston, in: Hal Foster (Hg. u. Einl.), *The Anti-Aesthetic: Essays on Postmodern Culture*, Port Townsend, WA: Bay Press, S. 126-134.
- Baudrillard, Jean (1983b), *In the Shadow of the Silent Majorities: The End of the Social and Other Essays*, Übers. Paul Foss/John Johnston/Paul Patton, New York: Semiotext(e) [Original: *À l'ombre des majorités silencieuses ou la fin du social*, Paris: Denoël, 1978]. Dt.: »Im Schatten der schweigenden Mehrheiten oder Das Ende des Sozialen«, Übers. Grete Osterwald, in: *Freibeuter* Nr. 1 (1979), S. 17-33, und Nr. 2 (1979), S. 37-55, Berlin: Wagenbach.
- Baudrillard, Jean (1983c), *Simulations*, Übers. Paul Foss/Paul Patton/Philip Beitchman, New York: Semiotext(e) [Neuzusammenstellung von Teilen aus *Simulacre et simulations* (Paris: Editions Galilée, 1981) und *L'Echange symbolique et la mort* (Paris: Gallimard, 1976)].
- Baudrillard, Jean (1988a), *America*, Übers. Chris Turner, New York: Verso [Original: *Amérique*, Paris: Editions Grasset, 1986]. Dt.: *Amerika*, Übers. Michaela Ott, München: Matthes & Seitz, 1987.
- Baudrillard, Jean (1988b), *The Ecstasy of Communication*, Übers. Bernard Schutze/Caroline Schutze, Hg. Sylvère Lotringer, New York: Semiotext(e) [Essaysammlung].
- Becker, Howard S. (1967), »Whose Side Are We On?«, in: *Social Problems* 14, S. 239-248.

- Becker, Howard S. (1986), *Doing Things Together: Selected Papers*, Evanston, IL: Northwestern University Press.
- Bell, Daniel (1976), *The Cultural Contradictions of Capitalism*, New York: Basic Books.
- Bertaux, Daniel (1981), »Introduction«, in: ders. (Hg.), *Biography and Society: The Life History Approach in the Social Sciences*, Beverly Hills, CA: Sage, S. 5-15.
- Bertaux, Daniel (1984), »Letter to the I.S.A. Secretariat (April 1983)«, in: *Biographie et Société/Biography/Society Newsletter* 2 (April), S. 6-8.
- Black, Claudia (1981), *It Will Never Happen to Me*, Denver, CO: M.A.C.
- Blumer, Herbert (1969), *Symbolic Interactionism*, Englewood Cliffs, NJ: Prentice-Hall.
- Booth, Wayne C. (1988), *The Company We Keep: An Ethics of Fiction*, Berkeley: University of California Press.
- Brown, Richard Harvey (1987), *Society as Text: Essays on Rhetoric, Reason and Reality*, Chicago: University of Chicago Press.
- Broyard, Anatole (1989), »Fiction: A User's Model« (Rezension von Booth 1988), in: *New York Times Book Review* (22. Januar 1989), S. 3, 27.
- Brozan, Nadine (1989), »Real ›Eve‹ Sues to Film the Rest of Her Story«, in: *New York Times* (7. Februar 1989), S. 13.
- Bruner, Edward (1986), »Experience and Its Expressions«, in: Victor W. Turner/E. Bruner (Hg.), *The Anthropology of Experience*, Urbana: University of Illinois Press, S. 3-30.
- Carey, James W. (1986), »The Dark Continent of American Journalism«, in: Robert K. Mannoff/Michael Schudson (Hg.), *Reading Journalism: The Pantheon Guide to Popular Culture*, New York: Pantheon, S. 146-196.
- Carey, James W. (1989), *Communication as Culture: Essays on Media and Society*, Boston: Unwin Hyman.
- Carver, Raymond (1982), »Why Don't You Dance?«, in: ders., *What We Talk About When We Talk About Love*. New York: Vintage, S. 3-10 [1. Aufl. New York: Knopf, 1981]. Dt.: *Wovon wir reden, wenn wir von Liebe reden*, Übers. Helmut Frielinghaus, Berlin: Berlin Verlag, 2000.
- Carver, Raymond (1984), »The *Paris Review* Interview«, in: ders., *Fires: Essays, Poems, Stories*, New York: Vintage, S. 187-216.
- Chu, Daniel/Johnson, Bonnie/Armstrong, Lois/Ash, Jennifer/Gold, Todd/Nelson, Margaret (1988), »Breaking the Code of Silence«, in: *People Weekly* 15 (18. April), S. 100-110.
- Clifford, James (1986), »Introduction: Partial Truths«, in: James Clifford/George E. Marcus (Hg.), *Writing Culture: The Poetics and Politics of Ethnography*, Berkeley: University of California Press, S. 1-26.



- Clifford, James (1988), *The Predicament of Culture: Twentieth-Century Ethnography, Literature, and Art*, Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Clifford, James/Marcus, George E. (Hg.) (1986), *Writing Culture: The Poetics and Politics of Ethnography*, Berkeley: University of California Press.
- Clough, Patricia Ticineto (1988), »Women Writing and the Life History: A Reading of Toni Morrison's *The Bluest Eye*«, unveröffentlichtes Manuskript [vgl. *The End(s) of Ethnography: From Realism to Social Criticism*, Newbury, CA: Sage, 1992; New York: Peter Lang, 1998, S. 113-130].
- Collins, Randall (1981), *Sociology Since Midcentury: Essays in Theory Cumulation*, New York: Academic Press.
- Collins, Randall (1985), *Three Sociological Traditions*, New York: Oxford University Press.
- Coser, Lewis A. (1978), »American Trends«, in: Tom Bottomore/Robert Nisbet (Hg.), *A History of Sociological Analysis*, New York: Basic Books, S. 287-320.
- Couch, Carl J. (1986), »Questionnaires, Naturalistic Observations and Recordings«, in: *Studies in Symbolic Interaction (Supplement 2): The Iowa School (Part A)*, S. 45-59.
- Couch, Carl J. (1987), *Researching Social Processes in the Laboratory*, Greenwich, CT: JAI Press.
- Crapanzano, Vincent (1980), *Tuhami: Portrait of a Moroccan*, Chicago: University of Chicago Press.
- Crapanzano, Vincent (1986), »Hermes' Dilemma: The Masking of Subversion in Ethnographic Discourse«, in: James Clifford/George E. Marcus (Hg.), *Writing Culture: The Poetics and Politics of Ethnography*, Berkeley: University of California Press, S. 51-76.
- Culler, Jonathan (1981), *The Pursuit of Signs: Semiotics, Literature, Deconstruction*, Ithaca, NY: Cornell University Press.
- De Certeau, Michel (1984), *The Practice of Everyday Life*. Berkeley: University of California Press [Original: *L'invention du quotidien. I. Arts des faire*. Paris: Gallimard, 1980, <sup>2</sup>1990]. Dt.: *Kunst des Handelns*, Übers. Ronald Voullié, Berlin: Merve, 1988.
- De Lauretis, Teresa (1987), *Technologies of Gender*, Bloomington: Indiana University Press.
- Denzin, Norman K. (1984), *On Understanding Emotion*, San Francisco: Jossey-Bass.
- Denzin, Norman K. (1986), »Postmodern Social Theory«, in: *Sociological Theory* 4, S. 194-204.
- Denzin, Norman K. (1987a), *The Alcoholic Self*, Newbury Park, CA: Sage.

- Denzin, Norman K. (1987b), *The Recovering Alcoholic*, Newbury Park, CA: Sage.
- Denzin, Norman K. (1987c), »Under the Influence of Time: Reading the Interactional Text«, in: *Sociological Quarterly* 28, S. 327-341.
- Denzin, Norman K. (1989a), *Interpretive Interactionism*, Newbury Park, CA: Sage.
- Denzin, Norman K. (1989b), *Interpretive Biography*, Newbury Park, CA: Sage.
- Denzin, Norman K. (1989c), *The Research Act*, 3. Aufl., Englewood Cliffs, NJ: Prentice-Hall.
- Denzin, Norman K. (1989d), »Reading/Writing Culture: Interpreting the Postmodern Project«, in: *Cultural Dynamics* 11, S. 9-27.
- Denzin, Norman K. (1990a), »Reading Cultural Texts: Comment on Griswold«, in: *American Journal of Sociology* 95:6, S. 1580-1583.
- Denzin, Norman K. (1990b), »Researching Alcoholics and Alcoholism in American Society«, in: *Studies in Symbolic Interaction* 11, S. 81-101
- Derrida, Jacques (1981), *Positions*, Übers. Alan Bass. Chicago: University of Chicago Press [Original: *Positions*. Paris: Minuit, 1972]. Dt.: *Positionen*, Übers./Hg. Peter Engelmann, Wien: Passagen Verlag, 1986.
- Dickens, David R./Fontana, Andrea (Hg.) (1994), *Postmodernism and Social Inquiry*, New York: Guilford Press.
- Dolby-Stahl, Sandra K. (1985), »A Literary Folkloristic Methodology for the Study of Meaning in Personal Narrative«, in: *Journal of Folklore Research* 22, S. 45-70.
- Douglas, Jack D./Johnson, John M. (Hg.) (1977), *Existential Sociology*, New York: Cambridge University Press.
- Elbaz, Robert (1987), *The Changing Nature of the Self: A Critical Study of the Autobiographic Discourse*, Iowa City: University of Iowa Press.
- Ericson, Richard V./Baranek, Patricia M./Chan, Janet B.L. (1987), *Visualizing Deviance: A Study of News Organization*. Toronto: University of Toronto Press.
- Foucault, Michel (1980), »The Eye of Power«, in: Colin Gordon (Hg.), *Power/Knowledge: Selected Interviews and Other Writings 1972-1977*, New York: Pantheon, S. 146-165 [Original: »L'oeil du pouvoir« (Gespräch mit J.-P. Barou und M. Perrot), in: Jeremy Bentham, *Le Panoptique*, Paris: Edition Belfond, 1977, S. 9-31]. Dt.: »Das Auge der Macht«, Übers. Hans-Dieter Gondek, in: Daniel Defert/François Ewald/Jacques Lagrange (Hg.), *Schriften – Dits et Ecrits, Bd. III: 1976-1979*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2003, S. 250-271.
- Frank, Arthur W. (1990), »The Self at the Funeral: An Ethnography of the Limits of Postmodernism«, in: *Studies in Symbolic Interaction* 11, S. 191-206.

- Garfinkel, Harold (1967), *Studies in Ethnomethodology*, Englewood Cliffs, NJ: Prentice-Hall.
- Geertz, Clifford (1973), *The Interpretation of Cultures*, New York: Basic Books. Dt. Teilübers.: *Dichte Beschreibung: Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*, Übers. Brigitte Luchesi/Rolf Bindemann, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1987, 52003.
- Geertz, Clifford (1988), *Works and Lives: The Anthropologist as Author*, Stanford, CA: Stanford University Press. Dt.: *Die künstlichen Wilden: Der Anthropologe als Schriftsteller*, Übers. Martin Pfeiffer. München: Hanser, 1990; Frankfurt a.M.: Fischer, 1993.
- Goldsen, Rose K. (1964), »Mills and the Profession of Sociology«, in: Irvin Louis Horowitz (Hg.), *The New Sociology: Essays in Social Science and Social Theory in Honor of C. Wright Mills*, New York: Oxford University Press, S. 88-93.
- Goodman, Ellen (1989), »Kitty Dukakis Shows New Act to Morality Play«, in: *The Champaign-Urbana News Gazette* (14. Februar 1989), S. A-4.
- Gouldner, Alvin (1970), *The Coming Crisis in Western Sociology*, New York: Basic Books.
- Hall, Peter M. (1987), »Presidential Address: Interactionism and the Study of Social Organization«, in: *Sociological Quarterly* 28, S. 1-22.
- Hall, Stuart (1986), »On Postmodernism and Articulation: An Interview with Stuart Hall« [Interviewer: Lawrence Grossberg], in: *Journal of Communication Inquiry* 10, S. 45-60.
- Hall, Trish (1988), »Is America Becoming Hooked on Addiction?«, in: *New York Times* (8. Oktober 1988), S. 21, 32.
- Heidegger, Martin (1962), *Being and Time*, Übers. John Macquarrie/Edward Robinson, New York: Harper & Row. Dt.: *Sein und Zeit*, Halle/Saale 1927; Tübingen: Max Niemeyer Verlag, 182001.
- Horowitz, Irving Louis (1983), *C. Wright Mills: An American Utopian*, New York: Free Press.
- Jameson, Fredric (1975/76), »The Ideology of the Text«, *Salmagundi* 31/32 (Fall 1975/Winter 1976), S. 204-246; Nachdr. in: F. Jameson (Hg.), *The Ideologies of Theory: Essays 1981-1986. Bd.1: Situations of Theory*, Minneapolis: University of Minnesota Press, 1988, S. 17-71.
- Jameson, Fredric (1983), »Postmodernism and Consumer Society«, in: Hal Foster (Hg. u. Einl.), *The Anti-Aesthetic: Essays on Postmodern Culture*, Port Townsend, WA: Bay Press, S. 111-125.
- Jameson, Fredric (1984), »Postmodernism or the Logic of Late Capitalism«, in: *New Left Review* 146, S. 53-92.
- Kotarba, Joseph A./Fontana, Andrea (Hg.) (1984), *The Existential Self in Society*. Chicago: University of Chicago Press.

- Krug, Gary (1989), »The Eve of Destruction: The Nuclear War Film«, unveröffentlichte Dissertation, Institute of Communications Research, University of Illinois, Urbana-Champaign.
- Kuhn, Manfred H. (1964), »The Reference Group Reconsidered«, in: *Sociological Quarterly* 5, S. 5-21.
- Labov, William (1972), *Language in the Inner City*, Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
- Liotard, Jean-François (1984), *The Postmodern Condition: A Report on Knowledge*, Übers. Geoff Bennington/Brian Massumi, Minneapolis: University of Minnesota Press [Original: *La condition postmoderne. Rapport sur le savoir*. Paris: Minuit, 1979]. Dt.: *Das postmoderne Wissen. Ein Bericht*, Übers. Otto Pfersmann, Hg. Peter Engelmann, Wien: Passagen Verlag, 1986, <sup>5</sup>2006.
- Maines, David R. (1989), »On the Liminality of Post-Positivism and the Conceptualization of Culture: An Editorial Introduction«, *Cultural Dynamics* 11, S. 1-8 [Sondernummer »Conceptions of Culture«].
- Manning, Peter K. (1987), *Semiotics and Fieldwork*, Newbury Park, CA: Sage.
- Marcus, George E./Fischer, Michael M.J. (1986), *Anthropology as Cultural Critique: An Experimental Moment in the Human Sciences*, Chicago: University of Chicago Press.
- McCall, George J./Simmons, J.L. (1966), *Identities and Interactions*, New York: Free Press.
- McCall, Michal M. (1990), »The Significance of Storytelling«, in: *Studies in Symbolic Interaction* 11, S. 145-161.
- Merleau-Ponty, Maurice (1964), *Signs*. Evanston, IL: Northwestern University Press [Original: *Signes*. Paris: Gallimard, 1960]. Dt.: *Zeichen*, Übers. Barbara Schmitz/Hans Werner Arndt/Bernhard Waldenfels, Hg. und Einl. Christian Bermes, Hamburg: Meiner, 2007.
- Mills, C. Wright (1951), *The White Collar*, New York: Oxford University Press. Dt.: *Menschen im Büro: Ein Beitrag zur Soziologie der Angestellten*, Übers. Bernt Engelmann, Köln-Deutz: Bund Verlag, 1955.
- Mills, C. Wright (1956), *The Power Elite*. New York: Oxford University Press, <sup>2</sup>2000. Dt.: *Die amerikanische Elite: Gesellschaft und Macht in den Vereinigten Staaten*. Hamburg: Holsten-Verlag, 1962.
- Mills, C. Wright (1959), *The Sociological Imagination*. New York: Oxford University Press, <sup>2</sup>2000. Dt.: *Kritik der soziologischen Denkweise*. Neuwied: Luchterhand, 1963, <sup>2</sup>1973.
- Mills, C. Wright (1963), »Women: The Darling Little Slaves« (Rezension von Simone de Beauvoir, *The Second Sex* [1952; Original: *Le deuxième sexe*, 1949]), in: Irving Louis Horowitz (Hg.), *Power, Politics and People: The Collected Essay of C. Wright Mills*, New York: Ballantine, S. 339-346 [geschrieben 1953].

- Molotch, Harvey/Lester, Marilyn (1974), »News as Purposive Behavior«, in: *American Sociological Review* 39, S. 101-112.
- Norris, Chuck/Hyams, Joe (1987). *The Secret of Inner Strength: My Story*, Boston: Little, Brown.
- Norris, Floyd (1989), »Time Inc. and Warner Merge, Creating Largest Media Company«, in: *New York Times* (5. März 1989), S. 1, 15.
- Park, Robert E. (1937), »A Memorandum on Rote Learning«, in: *American Journal of Sociology* 43, S. 23-36; Nachdr. in: R.E. Park, *Race and Culture: Essays in the Sociology of Contemporary Man*, New York: Free Press, 1950, S. 53-65.
- People Weekly* (1988), Nr. 15 vom 18. April, S. 100-110.
- Plummer, Ken (1983), *Documents of Life*, London: Allen & Unwin.
- Rabinow, Paul (1986), »Representations Are Social Facts: Modernity and Post-Modernity in Anthropology«, in: J. Clifford/George E. Marcus (Hg.), *Writing Culture: The Poetics and Politics of Ethnography*, Berkeley: University of California Press, S. 234-261.
- Reisner, Ann (1990), »The Bounded Constraints of Rules: A Theoretical Review and an Empirical Study of Rule-Use Using a Newsroom Example«, in: *Studies in Symbolic Interaction* 11, S. 373-409.
- Ricoeur, Paul (1985), *Time and Narrative*, Bd. 2, Übers. Kathleen McLaughlin/David Pellauer, Chicago: University of Chicago Press [Original: *Temps et récit. Tome II: La configuration dans le récit de fiction*, Paris: Seuil, 1984]. Dt.: *Zeit und Erzählung*, Bd. 2: *Zeit und literarische Erzählung*, Übers. Rainer von Rochlitz, München: Fink, 1989, 2007.
- Rose, Edward (1988), *The World*, Boulder, CO: Waiting Room Press.
- Said, Edward W. (1978), *Orientalism: Western Concepts of the Orient*, New York: Vintage. Dt.: *Orientalismus*. Frankfurt a.M.: Fischer, 1979.
- Sartre, Jean-Paul (1948), *The Psychology of Imagination*, Übers. Bernard Frechtman, New York: Philosophical Library [Original: *L'imagination. Étude critique*. Paris: Presses universitaires de France, 1936]. Dt.: »Über die Einbildungskraft«, Übers. Abelle Christaller, in: *Die Transzendenz des Ego. Drei Essays*, Reinbek: Rowohlt, 1964.
- Sartre, Jean-Paul (1976), *The Critique of Dialectical Reason*, Übers. Alan Sheridan-Smith, London: New Left Books [Original: *Critique de la raison dialectique I: Théorie des ensembles pratiques*, Paris: Gallimard, 1960]. Dt.: *Kritik der dialektischen Vernunft*, Bd.1, *Theorie der gesellschaftlichen Praxis*, Übers. Traugott König, Reinbek: Rowohlt, 1967.
- Schmitt, Raymond L. (1990), »The Bereavement Act as Mesostructure: An Ordinary Person Dies«, in: *Studies in Symbolic Interaction* 11, S. 207-253.
- Scholes, Robert (1980), »Afterthoughts on Narrative II: Language, Narrative, and Anti-Narrative«, in: *Critical Inquiry* 7, S. 204-212.

- Smith, Barbara Herrnstein (1980), »Afterthoughts on Narrative III: Narrative Versions, Narrative Theories«, in: *Critical Inquiry* 7, S. 213-236.
- Somers, Suzanne (1988), *Keeping Secrets*, New York: Warner Books.
- Stahl, Sandra K.D. (1977), »The Personal Narrative as Folklore«, in: *Journal of the Folklore Institute* 14, S. 9-30.
- Tilman, Rick (1984), *C. Wright Mills: A Native Radical and His Intellectual Roots*, University Park, PA: Pennsylvania State University Press.
- Utne Reader* (1988), »Are You Addicted to Addiction? A Skeptical Look at AA and Other 12-Step Programs«, Nr. 30 (November/Dezember), S. 2, 52-76.
- Van Maanen, John (1988), *Tales of the Field: On Writing Ethnography*, Chicago: University of Chicago Press.
- White, Hayden V. (1973), *Metahistory: The Historical Imagination in Nineteenth Century Europe*, Baltimore: Johns Hopkins University Press.  
Dt.: *Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa*, Übers. Peter Kohlhaas, Frankfurt a.M.: Fischer, 1991.
- Wiley, Norbert (1986), »Early American Sociology and *The Polish Peasant*«, in: *Sociological Theory* 4, S. 20-40.
- Woitiz, Janet (1983), *Adult Children of Alcoholics*, New York: Health Communications, Inc.